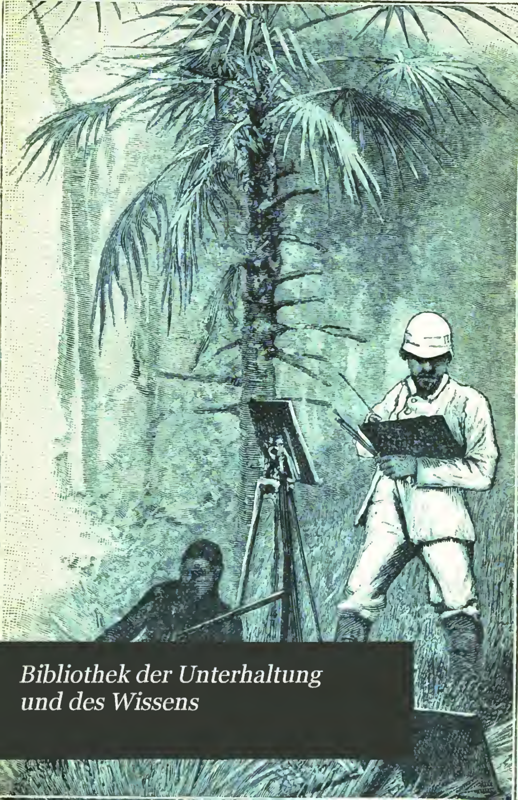


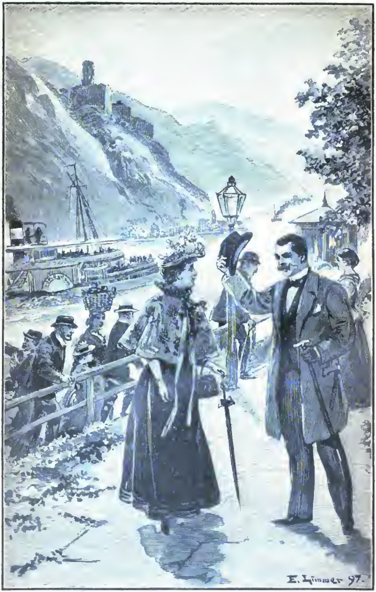
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens


Aus
der Bibliothek
von
W. C.

Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.



Zu der Novellette „Idas Vergangenheit" von Mary Misch. (S. 91)
Originalzeichnung von E. Limmer.

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,
sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1898.
Zweiter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis.

Auf stürzendem Thron.

Roman von **Woldemar Urban.**

(Fortsetzung.)

---

6. (Nachdruck verboten.)

Der nächste Tag war ein Festtag. Neapel feierte eines der zahlreichen Heiligenfeste. Wenn an einem solchen Festtage am Mittag die Geschäftsläden der Stadt geschlossen worden waren, und die guten Neapolitaner vor den zahllosen kleinen schmutzigen Kaffeehäusern in Gruppen herumstanden, schwatzten und rauchten, dann zogen die malerisch bunten Prozessionen durch die Straßen, die blauen Poveri di San Gennaro mit ihren Fähnlein, die in weiße Talare gehüllten Kongregationen mit ihren schön herausgeputzten allegorischen Figuren, zu denen man mit Vorliebe besonders hübsche Kinder auswählte, voraus die schmetternde, durch Straßen und Gassen laut hallende Musik, hinter dem Heiligen, der in prächtigen Gewändern auf einer Tragbahre, allen sichtbar, stand, die Geistlichkeit im vollen Ornat.

Wie schön, wie bunt, wie heiter-freundlich das alles aussah! Wenn sich dann der große purpurne Baldachin, unter dem das Allerheiligste feierlich getragen wurde, den

schwatzenden und rauchenden Gruppen näherte, so hörten diese auf zu schwatzen, steckten die Pfeife in die Rocktasche und fielen auf die Kniee, um, während die Monstranz vorüberzog, ein Ave Maria zu beten oder still und fromm den Heiligen um seinen Schutz anzuflehen. War das vorbei, so standen die Braven wieder auf, zogen die noch glimmende Pfeife wieder aus der Tasche und rauchten und schwatzten weiter. So war das immer gewesen und so war es auch an jenem Tage. Dazu ein herrlicher Sonnenschein, dessen Glut durch einen erfrischenden Seewind gemildert wurde, der wie mit schöpferischer Belebung über das Paradies von Neapel, über die Königin am blauen Meer, dahinfuhr.

Am Eingang in den Toledo, nicht weit vom Laden ihres Vaters, stand Assunta mit ihren kleinen Geschwistern und wartete auf die Prozession. Der Tag war für sie besonders festlich, weil sie heute zum erstenmal ihren neuen Shawl, den ihr Felice vor kaum drei Stunden gekauft, angelegt hatte. Anfangs glaubte sie wirklich nicht, daß Felice sein Versprechen einlösen würde. Er war in der letzten Zeit so träumerisch-zerstreut, so nachdenklich und mit anderen Dingen beschäftigt gewesen, daß sie die Hoffnung auf ihren neuen Shawl schon beinahe aufgegeben hatte.

Heute morgen nun war er plötzlich gekommen und hatte sie aus freien Stücken aufgefordert, mit ihm zu gehen und sich einen Shawl auszuwählen. Er kostete drei Scudi, eine ungeheure Summe für sie, aber Felice hatte sie bezahlt, ohne große Worte zu machen, ja ohne sich auch nur einen besonderen Dank von ihr zu erbitten, den sie ihm gewiß nicht verweigert haben würde. Aber sie konnte ihm doch nicht aus freien Stücken dafür um den Hals fallen. Sie hätte es gern gethan, und es war ihr unangenehm gewesen, daß Felice es nicht beansprucht

hatte. Aber er war ihr so hastig, aufgeregt, so von anderen Dingen in Anspruch genommen erschienen, daß sie ihn, obwohl erstaunt, gehen ließ und nicht weiter befragte. In der Hoffnung, daß er schon wieder freundlicher und aufmerksamer werden würde, kümmerte sie sich nicht weiter um die Art des Gebers und hatte diese in der Freude über ihren neuen Besitz wohl bald vergessen.

Nun stand sie am Toledo, wartete auf die Prozession und besah in der Sonne ihren neuen Shawl. Wie die Rosen und Veilchen, die grellbunt in das mattgelbe Gewebe eingestickt waren, in der Sonne kräftig hervortraten! Sie meinte, das müsse allen Leuten auffallen, und wunderte sich, daß es nicht der Fall war.

In der Stadt hatte sich bereits die Kunde von der Aufhebung der Verschworenen in der vergangenen Nacht verbreitet.

„Nun sitzen wieder dreiunddreißig Mann mehr in der Vicaria," hatte ein Nachbar zu Assuntas Vater gesagt.

„Man wird sie auch abthun, wie die anderen im vorigen Monat," murmelte der alte Macchiavelli wütend. „Man will uns Furcht und Schrecken einjagen."

„Bis sich einmal jemand findet, der uns allen hilft — mit einem Stich," versetzte ein anderer heimlich. „Und wenn sie ihn auch halten und greifen, schließlich wird man ihn doch verehren wie einen Heiligen, wie einen echten Vaterlandserretter."

„Nun, Gott helfe uns, wenn uns überhaupt noch zu helfen ist."

Assunta hörte nur flüchtig zu, was die Männer untereinander sprachen. Sie verstand nichts davon, sondern sah nur, wie sie heimlich die Fäuste ballten, wie ihre Augen im Zorn blitzten und funkelten. Das war ihr schon mehrfach aufgefallen, seitdem sie diesen Morgen ausgegangen war. Selbst Felice hatte da und dort aufmerksam zugehört.

Es mußte irgend etwas geschehen sein, was die Männer aufgeregt und erbost hatte. Sie begriff alles das nicht. Sie drehte sich und schwänzelte in der Sonne hin und her, freute sich über ihren neuen Shawl und ärgerte sich, daß gerade heute irgend eine Dummheit — wie sie meinte — den Leuten die Köpfe verdreht hatte und sie verhinderte, ihr die gehörigen Komplimente zu machen.

Die Prozessionsmusik erscholl immer näher und näher. Dichter und dichter wurden die Menschenmassen. Plötzlich hörte Assunta hinter sich einen keuchenden Atem, wie von jemand, der im eiligen Lauf eine große Strecke zurückgelegt hatte, und als sie sich umdrehte, sah sie Felice vor sich.

Im ersten Augenblick freute sie sich bei seinem Anblick unbändig. Sie mochte sich sagen, daß er nun doch endlich Zeit haben würde, ihr in ihrem neuen Schmuck die entsprechende Bewunderung zu zollen. Dann aber sah sie, daß er aufgeregt, fast wild um sich blickte. Seine Augen schossen freilich heiße, verzehrende Blicke auf sie, aber das war nicht das sanfte Feuer des Liebhabers und Bewunderers, sondern der Blick eines Menschen, der in heller Verzweiflung etwas gethan hat oder thun will, der sich nicht retten kann ohne etwas Fürchterliches, Ungeheures. Außerdem war er nicht allein. Hinter ihm stand der kleine Bucklige, den Assunta schon einmal vor einiger Zeit gesehen, von dem sie aber nicht wußte, wer er war.

„Komm!“ sagte der Bucklige kurz, fast befehlerisch.

„Warte noch einen Augenblick,“ antwortete Felice fast ängstlich.

„Es ist die höchste Zeit!“ drängte der andere.

„Gleich, gleich,“ erwiderte Felice. Dann sich zu ihr wendend, flüsterte er: „Assunta, ich —“

Sie verstand nicht, was er sagte, die gerade vorüberziehende Musik schmetterte ihr in die Ohren. Dann hatte

sie auch keine Aufmerksamkeit mehr. Sie hob sich auf die Zehen empor, um, so gut es gehen wollte, über die Köpfe der vor ihr Stehenden hinwegsehen zu können, wie die gemütlichen alten Poveri di San Gennaro paarweise vorüberzogen. Hinter ihnen kamen die kleinen Mädchen, die wie die Engel aus dem Paradies aussahen, jedes mit einer brennenden Kerze in der Hand. Dann die allegorischen Darstellungen der büßenden Magdalena, des gekreuzigten Heilands, der Mutter Gottes, und endlich des Heiligen selbst, zu dessen Ehren das Fest stattfand, von vier Männern in himmelblauen Talaren auf einem Paradetragsessel getragen. Aller Blicke hingen erstaunt an dem schwarzen, goldverbrämten Sammetmantel, den langen, in der Sonne glitzernden Ketten, die ihm von Hals und Armen niederhingen. Gläubig bekreuzten sich bei seinem Anblick all die Tausende, die den weiten Platz füllten, als der Heilige, aus dem Toledo kommend, sichtbar wurde. Und plötzlich fiel alles auf die Kniee und senkte das Haupt. Der kleine dünne Schall des Meßnerglöckchens zitterte durch die weiche, dünne Luft, und unter dem purpurroten Baldachin erschien der Bischof mit dem Allerheiligsten.

Wie ein Strahl des Ewigen, Unendlichen, Unfaßbaren lag es über all den Menschen, die mit demütig-fromm gesenktem Haupt im Staube lagen. Vor ihm verschwand alles Irdische, und was noch soeben die Brust jedes einzelnen bewegt, sei es Liebe, Eitelkeit, Rachsucht, Mord, Verrat, alles zerfloß wie böse Dünste vor der Sonne, vor dem Hauche Gottes, vor der frommen Weihe, die von dem Sanktissimum ausstrahlte, das der Priester stumm und ernst in den hocherhobenen Händen hielt, weithin funkelnd und leuchtend, allem Volk sichtbar. Ein Augenblick der Ruhe, der Weihe in dem tosenden, irren und wirren Kampf des Lebens.

Kaum war der Baldachin des Bischofs in der gegenüberliegenden Chiaja verschwunden, so erhob sich das Volk wieder — rauchte und schwatzte wieder weiter wie vorher, als ob nichts geschehen sei.

„Komm!" drängte Taddeo wieder.

„Ja, sogleich," flüsterte Felice, und zu Assunta gewendet, fuhr er fort: „Ich hole dich ab, hörst du? Ins Politeama."

„Du willst mit mir ins Theater?" fragte das Mädchen überrascht und mit vor Freude leuchtenden Augen.

„Ich sagte es dir ja, wenn mir nichts zustößt —"

„Dir? Was soll dir denn zustoßen? Wo willst du hin?"

„Ich muß — — Addio, Assunta. Denke an mich, wenn —"

„Was hast du denn, Felice? Dio mio, du zitterst! Bleibe doch hier bei uns."

„Also vorwärts endlich!" drängte der Bucklige wieder.

„Wer ist denn das?" fragte Assunta mißtrauisch.

„Ein Freund," antwortete er ausweichend.

„Schicke ihn fort und bleibe du hier," bat sie. Ihr wurde plötzlich so ängstlich und bang, daß sie sich unwillkürlich an ihn anklammerte, ja sie hätte ihn auf offener Straße umhalst, wenn er sich dadurch nur hätte halten lassen. Sie konnte sich diese plötzliche Aufregung, diese Beklommenheit und Angst selber nicht erklären.

Er riß sich los. „Ich komme ja gleich wieder. In einer Viertelstunde ist alles vorbei," haftete er zitternd heraus.

Gleich darauf lief er mit seinem Begleiter in der Richtung nach der Präfektur davon und war bald in dem Menschenknäuel verschwunden.

— — — — — — — — — — — —

Vor dem großen Einfahrtsthor der Präfektur stand die Staatskarosse des Präfekten, in der er nur zu großen

Empfängen am Hofe zu fahren pflegte. Oben im ersten Stock am Fenster seines Ankleidezimmers stand Liberio Romano in großer Gala, mit dem goldbetreßten Frack, den Galanteriedegen an der Seite, eben im Begriff, die große goldene Halskette aus den Händen seines Dieners zu nehmen und umzuhängen. In diesem Augenblick trat hastig und erregt seine Tochter Beatrice in das Zimmer.

„Vater — Vater!" rief sie heftig.

Der Präfekt wandte sich erschrocken um, in der Meinung, es sei etwas Ungewöhnliches geschehen. „Was ist denn los, Beatrice? Was hast du denn?" fragte er.

„Ich weiß es nicht. Mir ist unsäglich bange zu Mut."

„Du bist aufgeregt wegen heute nacht. Ich bitte dich, beruhige dich."

„Und du bist wirklich ganz wohl? Mir scheint, du bist ungewöhnlich blaß."

„Nun, das ist wahrhaftig kein Wunder. Glaubst du, es erfrischt, wenn man die Nacht unter solchen Scenen wie ich im Vicolo San Sebastiano zubringt?"

„Wärst du nicht hingegangen! Nun stehen die Leute auf Straßen und Plätzen und wissen sich von nichts anderem zu erzählen, als von dem Henker Romano. Ihr einziger Fluch ist nur noch Liberio Romano, und ich zittere, sowie du den Fuß über die Schwelle setzest, aus Angst, es könnte irgend ein Hitzkopf seine Wut an dir auslassen."

Beatrice weinte und fiel schluchzend in einen Sessel. Aufmerksam betrachtete sie der Präfekt. Dann sah er nach der Uhr. Sie zeigte wenige Minuten vor halb siebzehn*). Auf halb siebzehn war er zur Audienz befohlen. Er hatte also nur noch ein paar Minuten Zeit.

---

*) Die neapolitanische Uhr zählte damals, wie auch heutzutage wieder, die Stunden des Tages, nachts ein Uhr beginnend, durchlaufend eins bis vierundzwanzig (nicht zweimal eins bis

„Mario, hole mir Hut und Handschuhe!" befahl er dem Diener, der aufwartend bei ihm stand. Sofort ging Mario, um diesen Befehl auszuführen, davon. Kaum aber hatte er das Zimmer verlassen, so näherte sich Romano weich und zärtlich seiner Tochter, faßte sie um die Taille und suchte sie aufzurichten, wie man ein Kind aufrichtet, das man in einer kindlichen Trauer zu trösten wünscht.

„Du bist unklug, Beatrice, dich so dem Schmerz hinzugeben," hastete er wie atemlos und geheimnisvoll heraus, „was sollte ich denn anderes thun? Ich mußte hingehen, um die Bewegung in der Hand zu behalten, und mußte, da wir doch einmal überrascht wurden, diese dreiunddreißig entfernen lassen, nicht nur, um mich dadurch zu retten, sondern vor allem, um sie selbst zu retten."

Beatrice hob den Kopf und sah ihn verständnislos an.

„Begreifst du denn nicht? Ein Pferd, das vor dem Abgrund steht, reißt man zurück, wenn auch der Zügel schmerzt, und diese Tollköpfe, die im Begriff waren, sich den Bajonetten der bourbonischen Soldaten zu opfern, sperrte ich zu ihrer und unserer eigenen Sicherheit in die Vicaria."

„Du willst sie nicht erschießen lassen?"

Romano machte eine ungeduldige Bewegung.

„Du weißt doch, daß der Schwager Massillis, der Advokat Montalto, mit unter ihnen ist."

„Es sind noch viel Bessere darunter —"

„Seine Frau, Massillis Schwester, war hier."

„Bei dir?"

„Ja. Sie weinte blutige Thränen und war wie auf-

---

zwölf), wodurch die Nebenbezeichnungen vormittags, nachmittags, früh, abends 2c. wegfallen. Halb siebzehn ist also nach deutscher Bezeichnung halb fünf Uhr nachmittags. Zwölf ist zwölf Uhr mittags, vierundzwanzig zwölf Uhr nachts.

gelöst in Schmerz. Sie bat mich um aller Heiligen willen, ein gutes Wort bei dir für ihren Mann einzulegen."

Der Präfekt sah sie erschrocken an. „Und du? Du hast dir doch nicht etwas anmerken lassen — —"

„Was denn? Ich wußte ja nichts. Ich wußte nur, daß du dem König empfohlen hast, mit äußerster Strenge ein Exempel zu statuieren. Was das heißt, braucht man nach den Exekutionen vom vorigen Monat nicht erst zu sagen."

Das schien den Präfekten einigermaßen zu beruhigen. „Hast du Nachrichten von Massilli?" fragte er wieder gedämpft.

Sie schüttelte traurig den Kopf und brach in neues Schluchzen und Weinen aus.

Der Diener trat mit dem Verlangten ein und machte der erregten Unterhaltung ein Ende. Nachdenklich sah der Präfekt einen Augenblick vor sich zu Boden und nahm das Dargebotene mechanisch aus den Händen des Dieners. Nach einer Pause schickte er diesen wieder fort, indem er sagte: „Sieh nach, ob die Equipage bereit ist."

Jetzt wendete er sich zu seiner Tochter. „So weine doch nicht so wie von Gott verlassen," fuhr er fort, nachdem sie allein waren, „wenn die Stunde auch schwer ist, wir können sie nur ertragen, wenn wir frei und unbefangen sind. Du glaubst nicht, Beatrice, wie wir umstellt, belauscht und bewacht sind. Ich mußte dem König zur Strenge raten, um mich selbst zu decken, um den Verdacht, als ob ich mit den Verschwörern Verbindung unterhielte, zu zerstreuen soweit es möglich. Ob mir das gelungen, weiß ich noch nicht, denn ich habe heftige und kluge Feinde, wie du weißt."

Sie sah ihn furchtsam an, dann, wie von einer plötzlichen Angst erfaßt, schlang sie ihre Arme ungestüm um seinen Hals und herzte ihn schluchzend ab, als ob sie fürchte, ihn jeden Augenblick zu verlieren.

„Und was soll aus uns werden, wenn auch du gestürzt, verhaftet, prozessiert wirst?" jammerte sie.

„Heilige Madonna droben, so fasse dich doch, Beatrice! Noch sind wir nicht so weit und —" fuhr er noch leiser, noch geheimnisvoller fort, „während wir hier sprechen, spielen sich vielleicht an den Küsten Siziliens schon weltgeschichtliche Ereignisse ab, die uns allen Luft verschaffen."

„Was sagst du?" fuhr sie, ihn scharf und ahnungsvoll ansehend, auf.

„Kannst du schweigen?"

„Das fragst du noch, Vater?"

„Nun so höre. Seit zwei Tagen ist General Garibaldi mit zwei Schiffen, etwa tausend Freiwilligen und vier Kanonen von Genua aus auf See, um seine Landung in Sizilien zu bewerkstelligen."

„Heiliger Gott," schrie sie auf, „und Massilli?"

„Er ist vermutlich dabei, da er dir nicht schreibt. Er kann und darf wahrscheinlich auch nicht dir oder irgend jemand im Bereich der bourbonischen Macht Nachricht geben. Also während wir hier sprechen, landet diese Hilfe vielleicht schon in Sizilien; aber Ruhe und Vorsicht und Klugheit! Vielleicht scheitert noch alles, denn die bourbonischen Schiffe beherrschen das Meer, oder die Handvoll Leute wird geschlagen und zerstreut, ehe sie sich mit den Hilfskräften der Insel vereinigen kann oder —"

Er brach ab. Der Diener kam zurück.

„Der Wagen Eurer Excellenz steht bereit," sagte er.

„Ich muß gehen. Addio, mein Kind," fuhr der Präfekt lauter fort. „So sei doch still und klug. Ich fahre ja nur bis zum Palais. Tritt auf den Balkon hinaus. Dort kannst du mich mit den Augen verfolgen bis zum Palais und dich überzeugen, daß ich in zwei Minuten dort bin."

„Vater —"

„Sei still. Und — vergiß den Herzog nicht, Beatrice. Hörst du? Addio."

Es war die höchste Zeit. Der Präfekt durfte nicht auf sich warten lassen. Rasch stieg er die große Freitreppe im Hof der Präfektur hinunter, durchschritt die Einfahrtshalle bis zum Portal, wo der Wagen stand — eine offene Equipage. Dicht daneben stand ein Ehrenposten neben seinem Schilderhaus. Einige Neugierige traten herzu, als der Präfekt in großer Gala aus dem Gebäude kam und in den Wagen stieg.

Eben wollte er sich setzen und blickte noch einmal nach dem Balkon in die Höhe, wo er Beatrice vermutete, um ihr noch einen Gruß zuzuwinken, als plötzlich mit einem kräftigen Sprung ein Mann auf den Wagentritt sprang und einen Dolch nach ihm zückte.

„Tod dem Volksverräter!" hörte er den Rasenden halblaut zwischen den Zähnen murmeln.

Der Präfekt fuhr rasch zurück und hatte gerade noch Zeit, den Arm zur Deckung vorzuhalten. In demselben Augenblick sah er auch schon, wie der Attentäter von hinten gepackt und zu Boden geworfen wurde. Wohl stach er noch mit seinem Messer wie toll um sich. Auch hörte der Präfekt, wie der Mörder, als er seinen Angreifer bemerkte, in geifernder Wut ihm zurief: „Was? Du? Bist du verrückt? Laß los!"

Aber der kleine, etwas verwachsene Mann hielt fest. Im Nu sprangen nun auch der Soldat und einige Polizisten herzu — von den Zivilisten niemand. Der Präfekt sah es genau, trotz der Aufregung, trotzdem sich der ganze Auftritt in einem Bruchteil einer Minute abspielte. Von den Zivilisten rührte keiner eine Hand, um ihm beizustehen. Einige sogar — aus Feigheit oder aus Klugheit — traten zurück und suchten still das Weite.

Ein lauter Schrei klang vom Balkon herunter. Der

Präfekt stand noch immer aufrecht, aber sein linker Arm, an dem die Uniform zerrissen war, blutete. Die Wunde konnte jedoch nicht schlimm sein. Er fühlte nichts davon, abgesehen von einem feuchtwarmen, klebrigen Gefühl um den Ellenbogen herum.

„Seien Sie ohne Sorge, Herr Präfekt. Wir sind da, es thut Ihnen niemand etwas!" rief jetzt der kleine bucklige Mann, der seinen Angreifer zuerst gepackt und niedergeworfen und ihn nun den herzugeeilten Polizisten übergeben hatte. Er war auch übel zugerichtet und schien zu bluten.

„Wer sind Sie?" fragte der Präfekt.

„Taddeo Massaccio, Euer Excellenz, Geheimpolizist. Der Bursche ist mir schon lange aufgefallen. Ich habe ihn schon lange auf dem Korn."

„Hundesohn! Kanaille! Du bist nicht wert, daß dir ein Mensch ins Gesicht guckt!" schrie ihm Felice, den man soeben abführte, noch von weitem zu. Er hätte wohl noch mehr gesagt, wenn ihn die Polizisten nicht fortgeschleift hätten.

„Sie kennen den Mann?" fragte der Präfekt weiter.

„Nein, Herr Präfekt, ich habe ihn höchstens dreimal gesehen. Er machte sich durch wütende Ausfälle und gewisse Redensarten verdächtig, weshalb ich ihn aufs Korn nahm. Wie er heißt, weiß ich nicht."

„Nun, man wird es wohl erfahren. Einstweilen nehmen Sie meinen Dank, Massaccio. Ich werde mich Ihnen erkenntlich erweisen für den Dienst, den Sie mir geleistet haben. Wo wohnen Sie?"

„Piazza Mondragone Nummer zwei, Eurer Excellenz zu dienen."

„Ich werde Sie noch heute rufen lassen. Einstweilen haben Sie wohl die Güte, hinüberzugehen nach dem königlichen Palast und dem diensthuenden Adjutanten zu

melden, was geschehen ist. Sagen Sie ihm, daß ich sofort zu Seiner Majestät Verfügung sein würde, sobald ich verbunden bin."

„Ich fliege, Excellenz, ich fliege!" antwortete Don Taddeo, dem natürlich nichts erwünschter sein konnte, als solch ein Auftrag. Sein Glück war heute offenbar gut gelaunt. Bis in die Gemächer Seiner Majestät durfte er seine Heldenthat melden. Ein Orden war ihm also sicher — außer dem übrigen, womit sonst eine gute That belohnt wird. Was dann noch kam und was aus dem armen Bauerntölpel noch wurde, das würde man ja sehen. Für den letzteren ein Strick oder etwas ähnliches — und die Geschichte war vorüber.

Unterdessen kamen nun auch von allen Seiten Diener, die alle helfen wollten, denn sie meinten, der Präfekt wäre zum mindesten halbtot. Neugierige sammelten sich vor dem Portal und drängten herein, um zu sehen, wie das Blut floß, oder um doch wenigstens zu wissen, was denn nun eigentlich geschehen sei.

Gerade in dem Augenblick, als der Präfekt sich umwandte, um wieder die Treppe hinaufzusteigen — er fühlte sich durchaus nicht krank oder schwach — kam Beatrice die Treppe heruntergestürzt mit fliegenden Gewändern, tödlichen Schreck in den schönen, sonst so ruhigen Zügen.

Der Präfekt lachte etwas gezwungen. „Es ist nichts, Beatrice," rief er ihr entgegen, „beruhige dich nur, es ist gar nichts. Du siehst ja wohl selbst, wenn du nicht vor Schreck blind geworden bist, daß ich noch nicht tot bin."

„Du blutest!" schrie sie wild auf und faßte nach seinem Arm.

„Ein paar Unzen Blut — was ist dabei?" sagte er, sich zum Lächeln zwingend.

Im stillen rechnete er aber doch schon aus, wie außer-

ordentlich gelegen ihm dieser Vorfall kam, und wie viel ihm diese paar Unzen Blut wert waren. Wohl that es ihm in der Seele weh, daß er hatte sehen müssen, wie neapolitanische Bürger, für die er sorgte und litt, strebte und arbeitete Tag und Nacht, bei einem Angriff auf ihn zur Seite traten, es vielleicht gar bedauerten, daß der Stoß fehlgegangen war. Er kannte seine Neapolitaner wohl und wußte, was ein solcher Vorgang zu bedeuten hatte. Er sah deutlich, daß man ihm den Tod wünschte, daß man ihn für einen Volksverräter hielt. Auf der anderen Seite aber war das gerade die Kulisse, die er zu seiner Komödie dort drüben im königlichen Palais brauchte, die ihm Aussicht auf Erfolg verschaffte.

Als der Arzt kam, stellte sich heraus, daß die Wunde unbedeutend und ganz ungefährlich war. Das Messer war wahrscheinlich abgeglitten oder hatte durch das Dazwischenfahren Taddeos eine andere Richtung bekommen und nur eine etwa zwei Zoll lange Ritzwunde am linken Unterarm des Präfekten gemacht. Der Rock war schlechter weggekommen als der Arm. Gleichwohl ließ sich der Präfekt eine sehr auffallende Binde um den Hals legen, in der der Arm ruhte. Es sah aus, als ob er diesen mindestens gebrochen hätte, und als der Präfekt etwa eine Viertelstunde später wirklich am Palast vorfuhr, wo man natürlich schon den Vorfall bis ins Ungeheuerliche aufgebauscht hatte und aufs äußerste neugierig war, den mit höchster Gefahr dem Tode Entronnenen von Angesicht zu Angesicht zu sehen, stieg er müde und hinfällig, wie halbtot aus dem Wagen. Er ließ sich von zwei Dienern Stufe um Stufe die Treppe hinaufführen, als ob er auf jeder Stufe umzusinken fürchtete.

Die Weltgeschichte, mochte er sich sagen, hat die größten Ereignisse schon mit viel lächerlicheren und kleineren Mitteln zu stande gebracht, warum hätte er auf solche Mittel ver-

zichten sollen? Sie machten ihm seinen Erfolg um hundert Prozent wahrscheinlicher, und es fehlte weiter nichts, als daß es ihm gelang, das Attentat seinen Feinden in die Schuhe zu schieben, um sich vollständig Luft zu schaffen.

Dazu mußte er aber erst mit Taddeo in Verbindung treten, der von dem Ursprung des merkwürdigen Anfalls mehr zu wissen schien, als er gesagt hatte.

7.

Felice hatte sich das alles ganz anders gedacht. Don Taddeo hatte ihm vorgeschwatzt, daß er ihm den Rücken decken wolle insofern, als er sich, während Felice in den Wagen sprang, hinter ihm aufstellen und nur zum Schein immer thun würde, als ob er ihn greifen und halten wollte. Felice sollte dann nach vollbrachtem Werke auf der anderen Seite hinausspringen und sich, nötigen Falls mit dem Messer in der Hand, den Weg bis zum nächsten Vicolo bahnen, wo er dann verschwinden konnte.

Statt dessen hatte ihn nun Taddeo wirklich festgehalten, war mit seinem linken Arm unter Felices rechten Arm gefahren, was er ganz gefahrlos thun konnte, weil er ja hinter ihm stand, und hatte so den Stoß vereitelt. Was dann geschehen war, wußte Felice nicht mehr. In ohnmächtiger Wut über das Fehlschlagen seines Angriffs und den Verrat Taddeos hatte er, ohne recht zu wissen was er that, um sich herumgefuchtelt, bis auch das nicht mehr ging. Zur richtigen Besinnung kam er erst wieder, als er zwischen zwei Polizisten in Uniform und an der Spitze einer unabsehbaren Menge Neugieriger, die sich alle an ihn herandrängten und ihn mit staunenden, erschreckten Augen anstierten, als ob er ein wildes Tier oder ein Gespenst gewesen wäre, den Toledo hinaufgeführt oder vielmehr geschleift wurde.

Keine dreißig Schritt ging der sonderbare Aufzug an

Macchiavellis Laden vorüber. Assunta mußte ihn also sehen — in diesem Zustand! Sein Anzug war zerrissen und schmutzig, seine Hände auf den Rücken gefesselt, seine rechte Wange aufgeschunden und blutend, wahrscheinlich infolge seines Falles auf das Straßenpflaster — so wurde er an Assunta vorübertransportiert!

Er konnte sie nicht sehen, wollte es auch nicht, er wagte vor Scham das Auge nicht vom Boden aufzuheben, aber sie mußte ihn sehen als Mittelpunkt der ganzen häßlichen Scene, als Ziel aller neugierigen Blicke.

Als er in den Toledo einbog, fiel er, weil dort eine Lücke im Straßenpflaster war und er von den Polizisten übermäßig eilig vorwärts gestoßen wurde. Da ihm die Hände auf den Rücken gebunden waren, und er sie also nicht zum Schutz des Gesichts bei dem Fall vorstrecken konnte, so prallte er direkt mit dem Gesicht gegen das harte Pflaster. Er mußte sich dabei die Zähne verletzt haben. Das Blut schoß ihm aus Mund und Nase. Mit Gewalt, mit Roheit und gefühlloser Eilfertigkeit riß man ihn am Genick wieder in die Höhe und schleifte ihn weiter, wobei es an Püffen und Schlägen nicht fehlte.

Wie war denn das alles nur so rasch gekommen? fragte er sich in seiner halben Ohnmacht. Wie konnte das geschehen? War er ein Brigant? Warum diese Roheit in seiner Behandlung, diese Aufregung um ihn her, als ob er ein Ungeheuer, ein Gegenstand des Schreckens und Entsetzens sei? War sein Gang an Assunta vorbei und den Toledo hinauf, inmitten dieser tuschelnden, fragenden, gaffenden Menge, nicht ohnehin ein wahres Golgatha?

Endlich kamen sie im Stadthause an, in dem er vermutlich nur provisorisch untergebracht werden sollte. Eine Menge von Beamten, Soldaten und Offizieren lief zusammen, stierte ihn erstaunt und verwundert an und gab sich Mühe, ihn so roh wie immer möglich zu behandeln. Alle

thaten furchtbar wichtig und gewissenhaft, als ob der Staat in Gefahr sei, wenn sich Felice einmal umdrehte oder das Blut vom Gesicht wischte. Zu einiger Ruhe und voller Besinnung kam er erst wieder, als er schließlich in eine kleine, dumpfe Zelle mit einem sehr hohen und kleinen vergitterten Fenster gestoßen wurde. Hier warf er sich, zum Tode müde, auf eine Holzpritsche und weinte seine bittersten Thränen.

Das also war in Neapel der Lohn einer tapferen That? Das war das Ende eines Volkserretters? Offenbar war er in hinterlistigster, schmählichster Weise verraten worden. Dieser kleine bucklige Knirps, dessen Namen er nicht einmal wußte, hatte ihn, Gott weiß weshalb, aufs argliſtigste betrogen. Eine rasende Wut überfiel Felice, wenn er an seinen angeblichen Bundesgenossen dachte. Mit seinen Händen hätte er ihn erdrosselt, wenn er ihn hier vor sich gehabt hätte und seine Hände frei gewesen wären.

Und was nun? Was würde nun aus ihm werden? Würde man ihn ins Bagno oder gleich aufs Schafott bringen? Und Assunta? Und seine Geschwister?

Tausend Fragen stürmten auf den allzu harmlosen, allzu gläubigen jungen Bauer ein, und er wußte auf keine eine Antwort.

Er hatte auch keine Zeit, lange über seine Erlebnisse und seine Zukunft nachzudenken. Es war noch keine halbe Stunde vergangen seit seiner Ankunft in dieser Zelle, als sich ihre Thür wieder öffnete und ein Schließer eintrat. Durch die offene Thür sah Felice, daß vor ihr zwei Soldaten mit blankem Degen standen. Er konnte sich also über mangelnde Aufmerksamkeit nicht beklagen. Man behandelte ihn wie einen Staatsverbrecher, und er kam dadurch schließlich auf die Idee, daß er am Ende gar auch einer wäre.

„Ihr müßt zum Untersuchungsrichter," sagte der Schließer, „steht auf!"

Felice stand auf. Alle Glieder schmerzten ihn, die Füße aber am allermeisten.

„Wollen Sie mir nicht die Hände frei machen?" fragte er. „Die Stricke durchschneiden mir die Haut."

Der Schließer sah ihn von oben bis unten an. „Das ist noch lange nicht so schlimm, als wenn man anderen das Herz durchschneidet, wie Ihr gethan habt."

Felice sah den Mann hastig an. „Ist der Präfekt tot?" fragte er rasch.

„Ihr werdet es erfahren. Jetzt wartet. Ihr müßt Euch waschen. Ihr seht ja aus wie ein Fleischer nach der Arbeit."

Man brachte Wasser und löste ihm die Hände. Felice durfte sich waschen. Er sah wirklich aus, wie in Blut gebadet, nur war das alles sein Blut, nicht, wie wohl die Leute, die ihn auf dem Transport gesehen, meinten, das Blut seines Opfers. Nachdem er sich notdürftig gereinigt, wurden ihm die Hände wieder auf den Rücken gebunden, so sehr er auch bat, sie ihm frei zu lassen. In diesem Zustand wurde er vor den Richter geführt.

Dieser hieß, wie Felice beim Vorübergehen flüchtig an der Thür las, Giovanni de Mireïs. Er war ein Mann von vielleicht vierzig bis fünfundvierzig Jahren, eher klein und schmächtig als stattlich, mit einem langen dicken Schnurrbart, aber dünnem Kopfhaar, alles schwarz. Felice glaubte, er müsse wohl sehr furchtsam sein, da der Schließer ihm gesagt hatte, er solle auf seinen Befehl gefesselt vorgeführt werden. Freilich, mußte sich Felice anderseits wieder sagen, konnte man es Herrn de Mireïs auch nicht verdenken, wenn er so gefährlichen Staatsverbrechern gegenüber vorsichtig war.

„Wie heißen Sie?" begann Mireïs sein Verhör.

Felice nannte seinen Namen und auf weiteres Befragen auch den seiner Eltern, seinen Wohnort, seine Reli-

gion, gab an, daß er unverheiratet sei, und was sonst noch den Herrn Untersuchungsrichter interessierte, worüber eine geraume Zeit verstrich.

Dann fragte dieser weiter: „Was hatten Sie in Neapel zu thun?"

„Ich wollte mir die Prozession anschauen."

„Sonst nichts?"

„Nein."

„Sie wurden aber doch ergriffen, als Sie auf den Wagentritt des Präfekten Romano sprangen. Wie kamen Sie dazu? Wollten Sie ihn ermorden?"

„Ja," antwortete Felice einfach.

Herr de Mire's schien das für sehr wichtig zu halten, jedenfalls schrieb er es sehr ausführlich und umständlich auf.

„Weshalb?" fragte er dann weiter.

„Weil er ein Feind des Volkes ist."

„Ah, also aus politischen Gründen?"

„Ja."

„Sie haben keine anderen? Keine persönlichen Gründe?"

„Nein."

Kurz und bündig antwortete Felice, was ihm gerade gut schien. Vielleicht widerstrebte es auch seinem Stolze, andere als politische Gründe für seine That anzugeben, wie er wohl hätte thun müssen, wenn er hätte genau sein wollen. Denn der ursprüngliche Grund seines Hasses gegen den Präfekten war doch die Beschlagnahme seines Gutes wegen rückständiger Steuer, was doch eigentlich nichts Politisches an sich hatte. Aber Don Taddeo hatte seine Sache gut gemacht und so lange auf ihn eingepredigt, so lange von Vaterland, Gesinnungstreue und Patriotismus geschwatzt, bis Felice selber glaubte, er handle aus politischen Gründen.

„Haben Sie Complicen?" fragte der Instrukteur weiter.

„Wie?“ fragte Felice zurück und dachte einen Augenblick nach.

„Ich meine, ob Sie Mitwisser, Helfershelfer oder dergleichen haben?“

„Ich bin dazu aufgefordert worden.“

„Von wem?“

„Von dem, der mich zuerst festhielt.“

Der Untersuchungsrichter hielt einen Augenblick inne und sah den Attentäter erstaunt an.

„Haben Sie mich auch recht verstanden?“ wiederholte er zweifelnd.

„Jawohl, Herr Richter.“

„Sie wollen also wirklich behaupten, daß derjenige, der Sie nach der That zuerst festhielt, Sie aufgefordert habe, den Präfekten zu ermorden?“

„Genau das will ich sagen.“

„Das war ja aber ein Polizist.“

„Und wenn es der Teufel selber ist, es ist so, wie ich sage,“ erwiderte Felice mit Hartnäckigkeit.

Dennoch zögerte Herr de Mireïs, das sonderbare Geständnis niederzuschreiben, sondern begann nach einer kleinen Pause mit einer gewissen Ueberlegenheit und fast lächelnd: „Angeklagter, Sie können mir ja erzählen, was Sie wollen. Es handelt sich nur um die erste Vernehmung, die Sie nicht einmal zu beschwören brauchen. Aber in Ihrem Interesse möchte ich Ihnen raten, mir nur zu erzählen, was einigermaßen glaubhaft ist. Wer zum Henker soll denn glauben, daß ein Polizist Sie auffordert, einen Mord zu begehen? Haben Sie denn Beweise für eine solche Behauptung?“

„Er hat mir zwanzig Scudi gegeben, weitere achtzig sollte ich erhalten, wenn die That geschehen sei,“ erwiderte Felice.

„So. Sie sagten aber doch vorher, daß Sie aus

politischen Gründen gehandelt haben? Sehen Sie nicht wenigstens ein, daß darin ein Widerspruch liegt?"

„Es ist so, wie ich sage."

Herr de Mireïs zuckte die Achseln, schüttelte den Kopf und wußte offenbar nicht, was thun.

Erst nach einer Pause fuhr er in einem überlegenen, ruhigen und belehrenden Ton fort: „Nun hören Sie zu. Meinethalben können Sie mir erzählen, was Sie wollen, wie ich Ihnen schon sagte. Ich schreibe auf, was Sie sagen. Was dann die anderen mit Ihnen machen, das ist mir gänzlich gleichgültig. Aber das Protokoll, das ich anzufertigen habe, soll doch wenigstens einigermaßen als Grundlage für die Untersuchung des Falles dienen können. Ich möchte da nicht Dinge hineinschreiben, die so handgreiflich unwahr sind, wie das, was Sie sagen. Es hat keinen Zweck, das aufzuschreiben, denn wenn der Mann, von dem Sie sagen, er habe Sie aufgefordert und bestochen, vernommen wird —"

„Er soll mir nur gegenübergestellt werden," unterbrach ihn drohend Felice.

„Ganz ohne Zweifel wird das geschehen, und mehr als Ihnen lieb sein wird. Und wenn er dann sagt, daß Ihre Aussagen Lügen sind, daß Sie nur aus Haß gegen ihn aussagen, weil er Sie festgenommen und gehalten hat, was dann?"

Die beiden sahen sich einen Moment scharf an.

„Nun, ich will's Ihnen sagen," fuhr dann de Mireïs fort, „dann wird der Staatsanwalt oder der Gerichtshof, oder wer immer darüber zu bestimmen haben wird, sagen: Der Untersuchungsrichter de Mireïs ist ein großer Esel, daß er so ungereimtes Zeug überhaupt aufschreibt. — Also flott heraus mit der Wahrheit. So kommen wir beide am besten fort. Wie war's?"

„Es war so, wie ich sagte, bei der Madonna da droben," beteuerte Felice.

Wieder zuckte de Mireïs die Schultern, machte sich aber endlich daran, die Aussage in seiner schönen, deutlichen, außerordentlich langsamen Handschrift niederzuschreiben. Es dauerte eine Ewigkeit, oder doch was man so nennt.

Endlich war er fertig und fragte weiter: „Andere Complicen wollen Sie nicht angeben?"

„Ich habe keine anderen."

„Gut. Haben keine anderen. Aber Sie haben vielleicht Mitwisser, oder doch Leute, von denen Sie annehmen können, daß sie wußten, was Sie vorhatten?"

„Nein."

„Haben Sie nie von Ihrem Vorhaben zu irgend jemand gesprochen?"

„Nein."

„Gut. Sie leugnen also. Nun weiter. Sie waren gestern nacht mit im Vicolo San Sebastiano?"

„Nein. Ich war zu Hause, in Fuorigrotta."

„Aber Sie haben gehört, was dort geschehen ist heute nacht?"

„Ja, ich habe davon gehört. Es sind dreiunddreißig Patrioten durch den Verrat des Präfekten Romano festgenommen worden."

„Richtig. Sie haben sich darüber aufgeregt?"

„Natürlich, wie jedermann sich über eine Schurkerei aufregt."

„Sehr gut. Schurkerei? Sehr gut. Sehen Sie, die politischen Gründe sind ja sehr schön. Sie sind Ihnen auch bei Beurteilung des Falles sehr dienlich, denn politische Vergehen haben nie die Schwere wie andere."

Felice verstand wohl das kaum, er sah nur, wie der Untersuchungsrichter noch einmal durchlas, was er aufgeschrieben hatte, dann noch eine gute Viertelstunde lang weiter schrieb und ihm endlich, als alles fertig war, die Feder gab, damit er das Protokoll unterschreibe.

Als das geschehen war, erklärte Herr de Mirels, daß sie miteinander fertig wären, worauf Felice wieder in seine Zelle geführt wurde, an deren Eingang noch immer die beiden Soldaten mit bloßem Degen standen.

Herr de Mirels begab sich mit seinem Protokoll ungesäumt zu dem Präfekten. Als er bei ihm eintrat, war gerade der Herzog di San Valtosa bei ihm und äußerte seine lebhafteste Freude darüber, daß Romano so wohlfeilen Kaufs davon gekommen sei.

„Es ist empörend!“ rief er. „Der Schurke verdient den Tod, Herr Präfekt, oder doch lebenslängliches Bagno! Der Staat, der König, alle Welt ist Ihnen das schuldig. Sie müssen es fordern, Ihre Sicherheit verlangt das. Es muß ein Exempel statuiert werden!“

Der Präfekt hörte diese Redensarten in einem Lehnstuhl liegend an, strich mit der gesunden Hand über seinen kranken, noch immer in der Binde ruhenden Arm und stellte sich sehr erschöpft und hinfällig. Nur manchmal fiel ein scharfer, erstaunt beobachtender Blick aus seinen schwarzen Augen auf den Herzog, wenn ihn dieser nicht sah.

Dann aber sagte er mit der freundlichsten und herzlichsten Miene: „Ich bin von Ihrer aufrichtigen Teilnahme überzeugt, Herr Herzog, und danke Ihnen von ganzem Herzen dafür. Es thut mir, der ich infolge meines verantwortungsvollen, schweren und exponierten Amtes so häufig Mißverständnissen und wohl auch Verdächtigungen ausgesetzt bin, besonders wohl, bei den Herren des Hofes Anerkennung zu finden. Seien Sie deshalb überzeugt, Herr Herzog, daß ich Ihre aufrichtige und wohlwollende Gesinnung stets dankbaren Herzens erwidern werde.“

Der Herzog seinerseits legte nunmehr mit großer Bewegung die Hand aufs Herz und begann nochmals: „Herr Präfekt, seien Sie versichert —“

„Einen Augenblick, Herr Herzog," unterbrach ihn Romano rasch, weil er gerade jetzt seinen Ordonnanzoffizier bemerkte, „Sie bleiben doch zu Tisch bei mir?"

Der Herzog verbeugte sich sehr anmutig.

„Wir können uns dann besser aussprechen, und auch meine Tochter wird sich sehr freuen, einen so lieben Gast zu sehen. Jetzt aber gestatten Sie, daß ich diese Herren dort heranrufe.... Herr Lieutenant, bitte, treten Sie näher. Haben Sie das Protokoll?"

Herr de Mireïs wurde vorgestellt. Mit zitternden Händen überreichte er das Protokoll und fragte, ob der Herr Präfekt noch weitere Befehle für ihn hätte.

„Ich will Sie durchaus nicht aufhalten, Herr Untersuchungsrichter, und wenn Sie mir das Protokoll bis morgen früh anvertrauen wollen, so werde ich es Ihnen durch eine vertraute Persönlichkeit beizeiten wieder zustellen lassen."

Herr de Mireïs versicherte, daß der Präfekt nur zu befehlen habe, fragte, ob noch etwas gewünscht werde, und empfahl sich, als diese Frage verneint wurde.

„Dies ist nämlich das Protokoll der ersten Vernehmung meines Mörders," sagte der Präfekt nicht ohne Humor, „Sie werden begreifen, Herr Herzog, daß das für mich Interesse hat. Es war schon davon die Rede, daß der Bursche möglicherweise das Werkzeug geheimer Feinde gegen mich gewesen ist."

„Das glaube ich nicht," erwiderte der Herzog schnell, verfärbte sich aber doch etwas, als der Präfekt das für ihn höchst interessante Protokoll entfaltete. Was würde dem Bauernburschen eingefallen sein zu bekennen? fragte er sich.

Ein Diener trat ein.

„Was giebt's, Mario?" fragte der Präfekt.

„Der Mann, nach dem Eure Excellenz gesandt haben, ist da und fragt, ob Sie ihn zu sprechen wünschen."

„Ah, Don Taddeo Massaccio! Sehr gut, Mario. Führe ihn sofort hierher. Er kommt ganz gelegen.“

Der Diener ging fort, und gleich darauf trat Don Taddeo, der sorgfältig Toilette gemacht hatte, ein.

„Das ist der Polizeiagent, Herr Herzog,“ sagte der Präfekt, „dem es gelang, den mir zugedachten Stoß zu vereiteln.“

„Der Herr Herzog kennt mich bereits,“ säuselte Don Taddeo unterthänig, „wenn er die Gnade haben will, sich meiner zu erinnern.“

Dieser richtete sich stramm auf und sah Don Taddeo scharf an. „Nicht, daß ich wüßte,“ sagte er langsam, aber mit scharfer Betonung.

„O, der Herr Herzog werden es wohl vergessen haben,“ wagte Don Taddeo mit einer ergebenen Verbeugung einzuwenden.

„Wohl möglich,“ antwortete der Herzog stolz und zurückhaltend.

„Nun, lesen wir das Protokoll,“ meinte der Präfekt, der gleichwohl die kleine Scene scharf beobachtet hatte, „es wird Sie ja wohl beide interessieren. Wenn Sie erlauben, lese ich es vor, Herr Herzog.“

„Bitte,“ antwortete dieser und ließ sich nachlässig in einen Sessel nieder. Es schien ihm bei der Sache nicht recht behaglich zu werden. Als er aber den Wortlaut des Protokolls vernahm, wurde er wieder zuversichtlicher. Don Taddeo lachte sogar einigemal, als von Bestechungsversuchen, die er nach Angabe des Protokolls gemacht haben sollte, die Rede war, ziemlich ungeniert auf, als ob ihn das höchlich amüsiere.

„Der Kerl ist verrückt,“ platzte er endlich heraus, als der Präfekt fertig war. „Ich habe es ja gleich gesagt. Er muß ins Narrenhaus.“

„Wie mag dieser Felice Camboni aber auf die Idee

gekommen sein," fragte Romano schwer und langsam, „Sie der Bestechung zu bezichtigen?"

„Natürlich aus Rache, Excellenz," erwiderte Don Taddeo schlagfertig, als ob er sich das schon vorher überlegt hätte. „Der Kerl kann mir nicht vergeben, daß ich ihm in den Arm gefallen bin und ihn festgenommen habe."

„Sie haben ihm wirklich kein Geld gegeben, Don Taddeo?" fragte der Präfekt wieder.

„Aber —" fuhr Taddeo entrüstet auf.

„Ich meine natürlich nicht zu dem Zweck der Bestechung, das versteht sich ja von selbst, sondern Sie haben ihm überhaupt kein Geld gegeben, zu welchem Zweck auch immer?"

„Natürlich nicht. Wozu denn auch? Und dann zwanzig Scudi, Herr Präfekt, ich bitte Eure Excellenz, woher soll denn ein armer Teufel wie ich zwanzig Scudi nehmen? Mein Gehalt im ganzen Monat beträgt, wie ja Eure Excellenz wissen, nur zwölf Scudi, und die brauche ich doch für mich. Ich diesem Menschen zwanzig Scudi geben! Eine solche Dummheit kann nur einem Bauer einfallen!"

Der Herzog lächelte gnädig bei diesen Worten, wodurch Taddeo ermutigt wurde, eine möglichst zuversichtliche Miene anzunehmen.

In diesem Augenblick trat Beatrice in das Zimmer ihres Vaters, um diesen zum Essen abzuholen. Als sie Besuch bei ihm sah, wollte sie sich rasch wieder zurückziehen, aber ihr Vater rief sie zurück.

„Nun," meinte dann der Präfekt zu dem Agenten, „es wird ja von dieser Angelegenheit noch die Rede sein. Inzwischen erlaube ich mir, mein edler Retter, Ihnen eine kleine Erkenntlichkeit für Ihre Dienste aus meiner Privatkasse zu übermitteln. Sie haben für mich Ihr Leben gewagt. Es ist meine Pflicht und mein Recht, daß

ich mich dafür revanchiere. Bei nächster Gelegenheit werde ich auch dafür sorgen, daß Sie an einen Posten gelangen, der Ihrer Unerschrockenheit und Ihrem Geschick zukommt."

Damit legte der Präfekt eine gut gespickte Börse in die Hand Taddeos, der sich, froh über die allseitige Anerkennung seiner Bestrebungen, eilfertig aus dem Staube machte.

Dann, sich nach seiner Tochter wendend, fuhr der Präfekt fort: „Wir haben einen Gast, Beatrice," dabei zeigte er auf den Herzog.

Beatrice machte eine höchst liebenswürdige, anmutige Verbeugung und sagte mit einem Augenaufschlag, wie ihn nur wenige von ihr zu sehen bekamen, und der den Herzog völlig hinriß: „Du konntest mir keinen lieberen bringen, Papa."

Das schöne, stolze Mädchen war an jenem Abend von einer so bezaubernden Liebenswürdigkeit gegen den Herzog, daß seine bisherigen Absichten eine gänzliche Aenderung erfuhren, und der Entschluß, statt gegen den Präfekten, fortan lieber mit ihm zu gehen, rasch Wurzel in der Brust des Herzogs Ugo di San Valtosa schlug.

8.

Eine dumpfe Schwüle lag über der ganzen Stadt, eine verhaltene Gärung und Aufregung, der sich niemand entziehen konnte. Alle Augenblicke erwartete man irgend ein Ereignis, jeder fühlte, daß es so nicht bleiben könne, und doch stand es in niemandes Kraft, eine Aenderung dieser unerträglichen Lage herbeizuführen.

Von Stunde zu Stunde erwartete man Nachrichten von Sizilien. Man wußte allgemein, daß dort ernste Zusammenstöße bevorstanden oder schon stattgefunden hatten. Man sprach von einer Schlacht, in welcher die Truppen der Regierung von den Aufständischen unter Führung von Giuseppe Garibaldi geschlagen worden sein sollten, aber

man wußte nichts Bestimmtes darüber. Nach einigen sollte sogar Palermo bereits erobert sein, aber es waren bloße Mutmaßungen. Andere dagegen behaupteten wieder, daß die Regierungstruppen gesiegt und die revolutionären Banden zerstreut hätten.

Selbst der Präfekt Liberio Romano wußte nichts Genaueres. Die Regierung war ebenfalls im Dunkeln, und die spärlichen Nachrichten, die von Palermo einliefen, wurden sorgfältig geheimgehalten; die ganze Insel war abgesperrt vom Festlande, als ob sie zu einem Seuchenherd geworden sei.

Aber aus alledem ging doch für den klug berechnenden und aus den unscheinbarsten Nebenumständen schlau seine Schlüsse ziehenden Romano hervor, daß von Siegen der bourbonischen Truppen, wie sie die Regierung ausposaunte, nicht die Rede sein könne. Es war eine Nachricht vom General Landi, der den in Marsala gelandeten Freiwilligen von Palermo aus entgegengesandt worden war, eingelaufen, in der er um Unterstützung bat, und worin davon die Rede war, daß ein Geschütz in die Hände der Aufständischen gekommen sei. Sah das aus wie eine Siegesnachricht? Das konnte man auch für die Bemäntelung einer Niederlage halten.

Es wurde in der That in Neapel beschlossen, Verstärkungen nach Sizilien zu werfen. Aber der Beschluß fand eine lächerliche Ausführung, weil man Furcht hatte, angesichts der unruhigen Zustände in der Hauptstadt selbst, sich zu schwächen.

Die Stellung Romanos wurde von Tag zu Tag schwieriger. Man schien in Neapel der Meinung zu sein, daß man die Bevölkerung durch äußerste Strenge im Zaum halten müsse, und die gewissenlosen Gewalthaber, die kein Herz und Gefühl für das Volk hatten, glaubten eine Regierung des Schreckens einführen zu müssen. Die drei-

unddreißig im Vicolo San Sebastiano Verhafteten sollten auch auf das Schafott wandern.

Romano hätte ja gern sein Amt niedergelegt; wie beruhigt hätte er sich dann in diesen gefährlichen Zeiten auf eines seiner Güter in Terra di Lavoro oder Apulien zurückziehen können, und oft dachte er wohl auch sehnsüchtig, mit einer gewissen Amtsmüdigkeit daran. Aber nur vorübergehend. Unter allen Umständen hätte er es für eine Feigheit gehalten, gerade jetzt von der Schaubühne zurückzutreten. Er liebte Neapel, er liebte das Volk von Neapel, er sah die dringende Gefahr, in der Stadt und Volk schwebte, und brachte es nicht über sich, zu gehen. Er hätte in diesen Zeiten keine Nacht fern von Neapel schlafen können, ohne sich in der geliebten Stadt Straßenkämpfe, Bombardement, blutende Weiber- und Kinderleichen in den volkswimmelnden Gassen und all das entsetzliche Gefolge des Bürgerkrieges vorzustellen. Tag für Tag grübelte er darüber nach, was geschehen müsse, um die Stadt vor dem gräßlichen Blutvergießen eines Straßenkampfes zu behüten.

Aber aus gleichen Gründen wollte er auch die dreiunddreißig in der Vicaria, deren Erhaltung er wie eine persönliche Ehrenschuld ansah, retten. Und wenn er auch anfangs, um sich selbst Luft zu schaffen, zu äußerster Strenge geraten hatte, so fand der an Ausflüchten und unerwarteten Seitensprüngen unerschöpfliche Mann immer wieder Verzögerungsgründe, wenn man mit der Exekution Ernst machen wollte. Man müsse warten, pflegte er dann geltend zu machen, bis die Zeiten ruhigere würden. Es sei viel klüger, sich dieser dreiunddreißig als einer Art Geiseln gegenüber dem Volk zu bedienen, als die Stimmung durch ihre Hinrichtung zu verschärfen. Auch würden sie vortrefflich am Platze sein, wenn man im Augenblick unmittelbarer Gefahr, mit der durchaus gerechnet werden

müsse, durch eine Amnestie das Volk beruhigen wolle. — Schon zu dieser Zeit begann der Präfekt mit der Schwäche der Regierung zu rechnen. Einer starken, selbstbewußten Regierung hätte er vielleicht mit solchen Einwänden nicht imponiert, aber einer Regierung gegenüber, wie die damalige bourbonische, mit einem König an der Spitze, der jung und unerfahren war, mit Beamten, die nur dem Namen nach Minister waren und, von keiner Volksvertretung gezügelt, nur ihre persönlichen Geschäfte im Auge hatten, konnte Romano wohl Verstecken spielen. Je mehr er sah, wie die Ratten anfingen, das Schiff zu verlassen, um so zuversichtlicher trat er auf.

— — — — — — — — — — — —

Es war in den letzten Tagen des Monats Mai. Ein leichter Tramontanawind trug die Rauchwolken des Vesuvs im großen Bogen an der Südküste des in den herrlichsten Farben leuchtenden Golfes dahin, die Sonne brannte heiß auf die Plätze und Straßen der Stadt hernieder, bis in die engsten, kleinsten Vicoli hinein, und die Leute zogen sich vor ihrem zudringlichen Licht in die schattigen, kühleren Räume der Häuser zurück.

Beatrice saß auf dem Balkon ihres Salons im Schatten einer buntfarbigen Jalousie und schaute träumerisch über das großartige, einzige Bild hin, das sich vor ihr ausbreitete. Die zwei großen Springbrunnen, die unten auf dem Platz vor der Präfektur mächtige Wasserstrahlen emporschleuderten, machten die Luft leichter und kühler, als sie in den bis zur Schläfrigkeit heißen dumpfen Zimmern war.

Ein Orangenverkäufer lief unten vorbei, der mit der ganzen südländischen Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit seine Ware ausschrie.

„Orangen!“ rief er lang und gedehnt. „Habt ihr je solche Orangen gesehen? Schaut her! Sie sind so süß wie Honig und ihr Saft ist wie Blut so rot. Vier Stück

für einen Soldo! Ein Spottgeld. Orangen! Orangen! Schaut her! Es giebt keine schöneren Orangen als meine!"

Es war nicht diese halb singende, in den Endsilben unendlich ausgedehnte Litanei, die Beatricens Aufmerksamkeit in besonderer Weise erregte, denn das hörte man überall und zu jeder Zeit, sondern die Stimme selbst. Ueberrascht sah sie über die Balkonbrüstung herunter, um den Mann näher ins Auge zu fassen. Ihre Züge drückten plötzlich Erstaunen und Ueberraschung aus, die eigentlich durch nichts gerechtfertigt waren, denn der Orangenhändler bot dazu nicht mehr oder weniger Grund wie Hunderte seinesgleichen.

Er war allerdings ein auffallend hübscher Mann im Alter von etwa sechs- bis achtundzwanzig Jahren, mit reichem schwarzgelocktem Haar und einem ebensolchen Schnurrbart. Unter der roten Zipfelhaube fielen dicke Ringel herab in die Stirn, was dem Antlitz etwas Kraftstrotzendes, Energisches gab. Seine Kleidung war die gewöhnliche. Eine verschossene Jacke, die er über die Schulter gehängt trug, ein buntgestreiftes Wollhemd und weißleinene Hosen, die er hoch emporgekrempt hatte. Einen Augenblick schien es, als ob er einen scharfen hastigen Blick nach dem Balkon emporgeworfen hätte, dann aber fuhr er in seiner singenden Anpreisung fort: „Seht, seht, welch schöne Orangen! Echte Sizilianer. Halb geschenkt. Vier Stück für einen Soldo —"

„Stefano!" entfuhr es den Lippen des jungen Mädchens unwillkürlich. Jetzt sah sie aber ganz deutlich, daß der Orangenhändler einen raschen Blick des Einverständnisses zu ihr in die Höhe sandte. Sie war vor Schreck und Freude im ersten Augenblick gelähmt.

Stefano Massilli, der piemontesische Capitano, den sie in Sizilien glaubte, war hier, in Neapel! Wenn man ihn entdeckte, war er verloren.

„Seht, seht," rief der Mann sorglos heiter, als ob ihm niemand in der ganzen Welt etwas anhaben könnte. Sie winkte ihm. Gleich darauf sah sie, wie er in die Präfektur eintrat.

Sie lief zurück ins Zimmer und drückte auf eine Klingel.

„Mario," befahl sie dem eintretenden Diener, „bringen Sie mir den Orangenhändler, der unten steht, hierher! Ich will ihm etwas abkaufen."

„Hierher, Signorina?" fragte der alte Diener verblüfft, als fürchte er, falsch verstanden zu haben.

„Ja. Ich will die Früchte selbst aussuchen."

Zwei Minuten darauf trat der Orangenhändler, gewissenhaft eskortiert von dem alten Diener, ins Zimmer. Beatrice mußte sich zusammennehmen, nicht aufzuschreien, sich dem Geliebten nicht in die Arme zu werfen. Aber sie sah sofort ein, daß sie sich vor dem Diener in acht nehmen müsse. Noch wußte sie ja gar nicht, wie Stefano hierher kam, und was er hier wollte. Es konnte sich um Leben und Tod handeln, sowie sie sich zu einer Unvorsichtigkeit hinreißen ließ.

Das schien auch der junge Mann zu glauben, der ihr mit den Augen verstohlene Winke zuwarf.

„Zeige her," sagte sie mit möglichster Gleichgültigkeit. „Sind sie frisch?"

„Eh, Signorina, frisch wie der Wind," antwortete er lustig, „fassen Sie sie an. Sie sind vor einer Stunde erst angekommen."

„Aus Sizilien?" fragte sie ihn doppelsinnig.

„Ja, Signorina, aus Sizilien. Sind sie nicht frisch? Sind sie nicht so hart wie die Kanonenkugeln?"

Mario rührte sich nicht von der Stelle und schien zu denken, daß er den Händler gleich wieder auf die Straße zu geleiten habe, wenn der Handel abgeschlossen worden

war. Die beiden suchten jetzt ganz dicht, Kopf an Kopf, in dem Bastkorbe herum.

„Schick ihn fort!“ murmelte er. Es klang fast, als ob er gehustet.

„Holen Sie einen Teller, Mario!“ befahl Beatrice.

Kaum waren sie allein, so fuhren sie hochaufatmend in die Höhe und sahen sich mit glühenden Blicken an, nur sekundenlang, aber mit einer Innigkeit, einer Glückseligkeit, wie sie nur lange Trennung und heiße Sehnsucht hervorbringen.

„Stefano, wie lange —“ begann sie stockend und die Arme ausbreitend.

Aber sie vollendete nicht. Mit einem jauchzenden Schrei schloß er sie in seine Arme, mit einer leidenschaftlichen, zitternden und zuckenden Glut küßte er sie auf Lippen und Wangen im Uebermaß des Glücks, unfähig, zu reden und zu denken.

„Still, Beatrice,“ hastete er zwischen den Küssen hervor, „zerstöre nicht das Glück, das im nächsten Augenblick wieder verfliegt, wie ein Traum.“

„Wie lange bist du hier?“ hauchte sie.

„Seit einer Stunde.“

„Wie lange willst du bleiben?“

„Nicht länger als eine Stunde.“

„Wie?“

„Still. Ich muß deinen Vater sprechen, Beatrice. Ich bin seinetwegen hier.“

„Aber du weißt nicht, Stefano, wie wir hier leben. Wenn er dich auch —“

„Rede nichts. Ich muß ihn sprechen. Ist er hier?“

„Er ist in seinem Zimmer.“

„So rufe ihn.“

„Jetzt schon?“

Sie fuhren auseinander und wühlten im nächsten

Augenblick wieder in dem Korbe herum. Mario trat mit einer Fruchtschale ein.

Mit seltener Findigkeit, wie sie trotz Aufregung und Eilfertigkeit, in der die ganze Scene abspielte, nur eine Frau hat, nahm Beatrice den Fruchtteller und gab ihn in die Hände Stefanos, damit dieser ihn halte, während sie einige der schönsten Früchte darauflegte.

„Ist mein Vater auf seinem Zimmer, Mario?" fragte sie dabei den Diener, was dieser bejahte.

„So," sagte sie dann nach einer kleinen Pause, „es sind genug. Papa wird davon aussuchen können. Komm."

Damit ging sie ohne weiteres davon, und Stefano folgte gehorsam als Diener mit dem Teller, wodurch sich der alte Mario überflüssig fühlte. Da sie augenscheinlich zum Präfekten gingen, so glaubte er sich überdies nicht mehr in Anspruch genommen und zog sich zurück.

Nun lag aber zwischen dem kleinen Salon Beatricens, wo diese Scene vor sich ging, und dem Arbeitszimmer des Präfekten eine Reihe anderer Zimmer, die zur Zeit leer waren. So streng abgemessen nun auch die Zeit des Kapitäns Massilli sein mochte, so dauerte es doch unverhältnismäßig lange, ehe Beatrice mit ihm vor der Thür ihres Vaters ankam, beide mit erhitzten Wangen und verschwommenen Augen.

„Dort hinter dieser Thür ist der Präfekt, Stefano," sagte Beatrice endlich wieder in einem entschiedeneren Ton.

„Wir sind dort allein?"

„Selbstverständlich."

„Höre zu, Beatrice. Es handelt sich in den nächsten Minuten vielleicht um das Wohl und Wehe Neapels, um das Blut von Hunderten und Tausenden. Es darf niemand hören, was ich mit deinem Vater rede, niemand wissen, was hier geschieht. Willst du dafür sorgen, daß wir nicht belauscht und nicht gestört werden?"

„Sei ohne Sorge. Ich werde diese Thür nicht aus dem Auge verlieren, solange du dahinter bist.“

„Also vorwärts,“ sagte er halb zu sich selbst, öffnete mit einem unhörbaren Druck die Thür und trat ins Zimmer.

Der Präfekt saß an seinem Arbeitstisch und schrieb, den Rücken gegen die Thür gewendet. Er hörte den Eintretenden nicht, auch als dieser mit seinen nackten Füßen lautlos näher trat, bemerkte er ihn nicht. Erst als er hart hinter ihm stand, mochte er die Atemzüge des Herannahenden hören oder sonstwie die Anwesenheit eines Menschen merken. Er drehte sich hastig herum, und als er einen Mann in der gewöhnlichen Volkstracht vor sich sah, fuhr er erschrocken auf und fuhr nach einem zierlichen Revolver, der über seinem Schreibtisch hing. Unwillkürlich mochte ihm die Idee kommen, daß er abermals das Opfer eines unerwarteten Anfalles werden solle.

„Was wollt Ihr?“ stieß er heftig und zornig heraus.

„Lassen Sie das hängen, Herr Präfekt,“ erwiderte Massilli ruhig, „wir sind auf eine andere Art der Unterhaltung angewiesen.“

Jetzt erst sah der Präfekt den Mann genauer an. „Massilli!“ rief er überrascht aus, indem er ihn anstarrte, als ob er ein Wunder sähe.

„Und was weiter, Herr Präfekt?“ erwiderte der junge Mann leicht lächelnd. „Capitano Stefano Massilli erlaubt sich, Ihnen seine Aufwartung zu machen. Wenn das in etwas mangelhafter Gesellschaftstoilette geschieht, ist das ein Grund, gleich zum Revolver zu greifen? Haben Sie Furcht vor einem Patrioten?“

„Was wollen Sie damit sagen, Capitano?“ fragte der Präfekt etwas verwundert.

„Daß man Grund hat, an Ihnen zu zweifeln, Herr Präfekt,“ erwiderte Massilli kalt und ruhig.

„Wir werden uns darüber auseinandersetzen —"

„Gewiß, Herr Präfekt, dazu bin ich hier."

„Sie sind an mich abgesandt?"

„Zweifeln Sie daran? Ich bin allerdings kein Gesandter, wie man sie sich von Hof zu Hof zusendet, meine einzige Beglaubigung ist meine Gesinnung, mein Herz. Beides ist Ihnen bekannt. Ich denke also, ich bin genügend legitimiert. Leider ist das bei Ihnen nicht der Fall."

„Capitano," fuhr der Präfekt auf, „diese Sprache —"

„Man weiß nicht, wie man mit Ihnen daran ist, Herr Präfekt," unterbrach ihn Massilli. „Ich bin hier, damit Sie Farbe bekennen. Wenn Ihnen meine Sprache oder meine Sendung nicht gefällt, so sperren Sie mich auch ein, wie die dreiunddreißig im Vicolo San Sebastiano, oder schießen Sie mich nieder. Ich bin ja vollständig in Ihrer Hand. Aber glauben Sie nicht, daß sich der Nationalverein von Ihnen nasführen läßt. Wir sind keine bourbonischen Minister."

Erstaunt sah Liberio Romano den jungen Mann vom Kopf bis zu den Füßen an. Es gehörte eine große Kühnheit und Dreistigkeit dazu, als Orangenhändler, was er momentan doch war und schon seiner eigenen Sicherheit halber bleiben mußte, dem Präfekten von Neapel gegenüber eine solche Sprache zu führen. Indessen kannte Romano das „junge Italien" schon gut genug, um zu wissen, daß es nicht im Frack und Glacéhandschuhen auftrat.

„Setzen Sie sich, Capitano," sagte er dann nach einer kleinen Pause. „Ich denke, wir werden uns verständigen. Zunächst erlauben Sie mir eine Frage."

„Bitte, Herr Präfekt."

„Woher kommen Sie?"

„Von Palermo."

Romano fuhr überrascht auf. „Von Palermo?" wieder-

holte er. „Wie soll ich das verstehen? Waren Sie in Palermo auch Orangenhändler? Oder sind Sie in Palermo als Gefangener gewesen?"

„Keines von beiden. Palermo ist seit zwei Tagen das Hauptquartier der Aufständischen."

„Die Hauptstadt Siziliens ist —" warf Romano verblüfft ein.

„Ist seit dem 27. Mai das Hauptquartier unseres Generalstabes. Davon wissen Sie nichts?"

„Kein Wort. Erzählen Sie! Hier ist nur von bourbonischen Siegen die Rede. Bei der Regierung ist bis heute morgen nur ein Bericht des Generals Landi eingegangen, der Verstärkungen verlangt und eine Kanone verloren hat, die angeblich von einem Maultier gefallen ist."

Jetzt war es an Massilli zu staunen. „Das hat Landi berichtet?" fragte er lachend.

„Natürlich. Ich habe den Bericht selbst gelesen."

„Nun so hören Sie zu. Wir überraschten Landi bei Calatafimi. Es war am Morgen des 15. Mai. Ich selbst, Herr Präfekt, habe meine Genueser Scharfschützen gegen die Weinberge vorgeführt, in denen die bourbonischen Truppen sich festgesetzt hatten, ich selbst habe mit meinen Genuesern geholfen, sie von Stufe zu Stufe zu verjagen. Ich sah also die vollständige Niederlage Landis mit eigenen Augen. Was sich nicht ergab, oder in kopfloser Flucht sein Heil suchte, wurde niedergemacht. Es war ein gräßliches Kämpfen bei Calatafimi, aber es war der schönste Sieg, den das junge Italien bisher errungen. Keinen Karren hat Landi nach Palermo zurückgebracht, um wie viel weniger eine Kanone, und er faselt von einer einzigen Kanone, die von einem Maultier heruntergerutscht sein soll? Wir haben am nächsten Tag, als wir die Ortschaften passierten, welche die flüchtigen Truppen Landis vor uns erreichten, gesehen, was aus den

Flüchtlingen geworden war. Wer die Waffen nicht weggeworfen und sich ergeben hatte, war von den wütenden Einwohnern niedergemacht worden. Sie kennen die Sizilianer, Herr Präfekt. Verstümmelte Leichen lagen auf Straßen und Feldern umher, wo man der Flüchtlinge gerade habhaft geworden war — entsetzlich, schrecklich! Und Landi weiß von keiner Niederlage*)?"

„Nun, das begreift sich wohl, Capitano. Landi weiß davon nichts, weil die übrigen nichts wissen sollen. Man fürchtet die Panik unter den hiesigen Truppen, wenn solche Scenen bekannt werden."

„Aber wir haben Ursache, sie bekannt zu geben. Was unsere Feinde fürchten, ist unsere Hoffnung."

„Lassen Sie das hier meine Sorge sein. Es wird bekannt werden. Aber nun weiter. Wie war es mit Palermo? Wie wurden die Aufständischen so schnell Herr der Hauptstadt?"

„Nun, unsere Lage in Palermo ist eine ziemlich kritische. Es fehlt an allem, es fehlt an Nahrungsmitteln, an Kleidern, Munition und, was das Schlimmste ist, es fehlt an Geld, Herr Präfekt. Wir sind wohl in Palermo, aber die königlichen Truppen haben die Citadelle, das Schloß und den Hafen besetzt. Wir sind darauf beschränkt, uns hinter den Barrikaden, die man allenthalben in der Stadt errichtet, zu halten so gut es geht."

„In Palermo selbst?" fragte der Präfekt staunend.

„Selbstverständlich. Seit dem Morgen des 27. Mai wütet in Palermo ein mörderischer Straßenkampf, wie ich ihn nie für möglich gehalten habe. Die Unseren haben eine kleine Pulverfabrik auf dem Monte Pellegrino errichtet,

*) Garibaldi selbst erzählt in seinen Memoiren (Florenz 1895) diese Scenen. Die fliehenden Soldaten sind demnach fast sämtlich Opfer der wütenden Bevölkerung geworden.

die täglich etwa dreitausend Patronen liefert, aber was ist das zur Verteidigung einer so großen Stadt? Außerdem erwarten die königlichen Truppen von Stunde zu Stunde Verstärkungen, so daß aus den Belagerern rasch die Belagerten werden könnten, während wir nichts als immer größeren Mangel am Nötigsten zu erwarten haben. Nun werden Sie, Herr Präfekt, mein Hiersein begreifen, meine Eile, meine Entschiedenheit. Wir brauchen Geld, Geld und nochmals Geld."

Der Präfekt schritt einigemal nachdenklich in seinem Zimmer auf und ab und blieb endlich wieder vor dem Kapitän stehen.

„Wie lange werden Sie noch in Neapel bleiben, Massilli?"

„Keinen Augenblick länger, wenn ich hier fertig bin."

„Aber Sie werden nicht erwarten, daß ich große Geldsummen so ohne weiteres aus dem Aermel schütteln kann?"

„Thue ich auch nicht. Es genügt, daß Sie wissen, wie es steht. Wenn Sie dann helfen wollen, so können Sie die Summen, über die Sie verfügen, direkt in Palermo anweisen. Das ist sogar sicherer, als wenn Sie sie mir oder sonst jemand übergeben."

„An welche Adresse müßten die Anweisungen lauten?"

„An das Komitee des Nationalvereins in Palermo."

„Und warum wendet sich das Komitee in seinen finanziellen Nöten gerade an uns?"

„Aus dem einfachen Grund, weil man glaubt, daß man in Neapel am besten begreifen wird, welche Bedeutung die Bewegung in Sizilien hat. Sizilien und Süditalien teilen ihr Schicksal. Wird in Sizilien der Aufstand niedergeworfen, ist Neapel hoffnungslos — siegt Sizilien, hat auch für Neapel die Stunde der Erlösung geschlagen."

„Das ist verständlich. Nun noch eine Frage, Capitano.

Wir in Neapel sind nicht sehr kapitalkräftig. Was glaubt man wohl, was man von hier aus zu erwarten hat?"

„Herr Präfekt —"

„Ich meine, wie hoch schätzen Sie die Summe, die wir etwa aufbringen könnten?"

„Darüber habe ich kein Urteil. Ich weiß nur, daß in Sizilien wie überall in der Welt das Wort des Königs Philipp von Spanien zutrifft, der bekanntlich sagte, daß die Festungen, die dem genialsten General und den tapfersten Truppen widerstehen, einem goldenen Esel nicht widerstehen können."

„Ich weiß, was Sie sagen wollen. Aber wir müssen doch die Sache in einer präziseren Form besprechen. Ich bin wohl unterrichtet über die Stimmung der hiesigen Geldleute. Ich weiß, daß man dem Aufstand, wenn er Fortschritte macht, unter gewissen Vorbehalten Darlehen in ziemlichen Beträgen zur Verfügung stellen wird."

„Fortschritte? Der Sieg von Calatafimi ist, wenn Sie mir den Ausdruck gestatten wollen, unter Brüdern Millionen wert."

„Eben das wollte ich sagen. Ich glaube mich verbindlich machen zu können, daß ich der Revolution für Palermo zwei Millionen Lire zur Verfügung stellen kann — mit Vorbehalten."

„Welche Vorbehalte meinen Sie?"

„Vor allen Dingen, daß die Darlehen von dem obersten Befehlshaber in Sizilien — das ist ja wohl zur Zeit und hoffentlich auch später Giuseppe Garibaldi — als Landesschuld bestätigt, sichergestellt und dementsprechend verzinst werden."

„Ich kann darüber natürlich nichts Verbindliches sagen, Herr Präfekt. So weit geht mein Auftrag nicht."

„Ich habe das auch nicht erwartet, sondern sage es Ihnen nur, damit Sie in Palermo berichten können."

„Und das sind alle Bedingungen?"

„Die wichtigsten. Ferner müßte als selbstverständlich angesehen werden, daß die Waffen nicht aus der Hand gelegt werden, ehe nicht Neapel befreit und die Bourbonen verjagt sind."

„Das ist selbstverständlich. Solange der König noch über einen einzigen Soldaten unseres Landes befiehlt, so lange ist er unser Feind."

„Und nun noch eines, eine persönliche Bedingung — für Neapel behalte ich mit allen Reserven, die mir meine Doppelstellung auferlegt, die Bewegung in der Hand. Verstanden?"

„Nicht ganz."

„Ich will deutlicher sein. Ich liebe meine Vaterstadt. Ich will ihr Blutscenen, wie Sie sie in Palermo grausend erlebt, soviel als möglich ersparen."

„Soviel als möglich, natürlich. Das wollen wir ja auch."

„Aber wohl kaum in meinem Sinne. Ihr Wort ist das Schwert, mein Schwert ist das Wort, sagen Sie das dem General Garibaldi. Ich liefere ihm Neapel ohne Schwertstreich, wenn es möglich. Aber damit es möglich wird, muß ich — wie ich schon sagte — hier die Bewegung in der Hand behalten, muß alles nach einem einheitlichen Gesichtspunkt von mir geleitet werden. Haben Sie jetzt begriffen, Capitano?"

„Natürlicherweise. Das begreift ein Kind. Es handelt sich nur darum, ob Sie Wort halten können."

„Das wird sich zeigen. Garibaldi weiß auch noch nicht, ob er unser Darlehen je wird garantieren können."

„Gewiß nicht, aber eine Armee von etwa zwölftausend Mann, wie er sie jetzt doch haben dürfte, ohne was ihm täglich aus der Insel zuströmt, ist doch eine bessere Garantie, als eine Zunge, und wenn es die des Präfekten Liberio Romano wäre."

„Es wird sich das alles finden. Einstweilen so viel: Wir weisen Ihnen bis auf weiteres unter diesen Bedingungen zwei Millionen Lire an. Sie werden schon morgen zur Verfügung des Generalkommandos in Palermo sein —"

„Herr Präfekt," unterbrach ihn der junge Mann in stürmischer Begeisterung, indem er seine Hand ergriff und küßte, „Sie erweisen uns einen Dienst, der mehr Wert ist als eine Armee."

„Das hoffe ich. Aber hören Sie weiter. Ist Palermo frei und vollständig in Ihrem Besitz, bewilligen wir weitere zwei Millionen."

„Sizilien wird es nie vergessen —"

„Das hoffe ich sehr. Ich rechne sogar darauf*). Damit wir aber hier nicht lediglich auf bourbonische Nachrichten angewiesen sind oder auf solche, welche bourbonische Generale die Güte haben werden, uns zu senden, so möchte ich gern eine sichere und unauffällige Verbindung mit Ihnen herstellen. Wie wäre das möglich, Capitano?"

Dieser wurde bei der Frage sichtlich verlegen, sah sich vorsichtig um und schien sich unsicher zu fühlen.

„Herr Präfekt —" begann er zögernd.

„Nun? Wie sind Sie denn zum Beispiel hierher gekommen, Capitano, oder wie denken Sie wieder nach Palermo zu gelangen?"

„Ich weiß nicht — ob ich —"

„Wie? Habe ich Ihr Vertrauen noch nicht, Massilli?"

„Herr Präfekt Sie sind der Mann mit den zwei Gesichtern. Eins davon muß notwendigerweise falsch sein."

*) Das Anlehen, das auf diese Weise von seiten der Diktatur in Sizilien in Neapel aufgenommen und zusammengebracht wurde, belief sich nach verschiedenen Angaben auf fünfundzwanzig Millionen, die mit acht Prozent verzinst und mit zwei Prozent amortisiert werden sollten. Später wurde die Summe von der italienischen Regierung als Staatsschuld anerkannt und übernommen.

„Nun, so wählen Sie doch das aus, was Ihnen am besten gefällt. Wenn das, was ich Ihnen zeige, falsch wäre, müßte ich Sie dann nicht sofort verhaften lassen?"

„O, um mich handelt es sich nicht. Nötigen Falls würde auch meine Verhaftung oder auch mein Tod in Palermo eine deutliche Sprache reden und man würde wissen, wie man mit dem Präfekten Romano daran ist. Aber wenn ich Ihnen sage, wie ich hierher gekommen bin und wie ich wieder fortgehe, so muß ich die Freunde unserer Sache preisgeben."

„Die will ich ja gerade kennen."

„Und ich kann, ich darf sie Ihnen ohne Garantien nicht sagen."

„Was wünschen Sie für Garantien?"

„Es giebt nur eine und das ist die Anweisung der zwei Millionen Lire auf Palermo."

„Aber die kann ich nicht ausstellen oder richtiger, wenn ich sie ausstellen würde, nützte sie Ihnen nichts. Man wird sie nicht honorieren, weil die Anweisung von Bankinstitut zu Bankinstitut und in diesem Falle unter einer Deckadresse geht, um keinen Verdacht zu erwecken."

„Gut, so werde ich Ihnen auf der Quittung mitteilen, wie ich sicher und rasch meinen Weg von und nach Palermo zurücklege. Ich werde morgen früh wieder in Palermo sein."

„So rasch?"

Massilli lächelte, verbeugte sich und wollte gehen.

„Also Sie wollen mir wirklich nicht trauen?"

„Auf der Quittung, Herr Präfekt," erwiderte Massilli lächelnd und ging.

„Die Leute in Palermo wissen ihren Mann zu wählen," dachte der Präfekt, ging hinter Massilli her und fand ihn im Vorzimmer wieder, wo er eben von Beatrice Abschied nahm und zwar in etwas stürmischer Art.

„Aber Beatrice! Was thust du? Ich muß doch bitten — ein Orangenhändler —" fuhr der Präfekt mehr erschrocken als böse auf.

„Ich — ich kaufe Orangen, Papa," antwortete seine Tochter, machte sich los und präsentierte ihrem Vater die Orangen, die sie ausgesucht hatte.

Massilli verschwand jetzt ziemlich eilig mit seinem Korbe. Es war, als ob ihn der Erdboden verschluckt hätte.

Einen Augenblick standen sich Vater und Tochter stumm gegenüber, Beatrice mit dem thränenschimmernden, rührenden Blick ihrer großen dunklen Augen um Verzeihung bittend, ihr Vater vorwurfsvoll, aufgebracht, erschrocken.

Endlich aber glätteten sich seine Züge wieder, und mit einem tiefen Seufzer eine der Früchte zur Hand nehmend, sagte er: „Das sind teure Orangen, Beatrice!"

Unten vom Platz herauf aber tönte die überlaut gellende und hallende Stimme des Orangenhändlers: „Seht, seht, welche schönen Orangen, so süß wie Honig und so rot wie Blut!"...

Kaum zehn Minuten später stieg Liberio Romano unten vor der Präfektur in einen Wagen. „Nach der Bank von Neapel!" befahl er dem Kutscher.

Er schien es sehr eilig zu haben.

9.

Wie ein echtes Naturkind hatte Assunta bisher mehr vegetiert als gelebt. Ihr seelisches Leben war kaum mehr als ein dämmerndes Ahnen gewesen, ihr körperliches ein Wachsen und Werden ohne festes Ziel. Eine ernste Beschäftigung war ihr eine lästige Inanspruchnahme, deren Notwendigkeit sie nicht einsah. Am liebsten that sie gar nichts. Die Lehre vom Segen der Arbeit, von der Ehre

der Arbeit ist in Neapel ein unbekanntes Evangelium*), woher hätte es Assunta wissen sollen? In der Sonne liegen und trällern oder träumend am Meeresufer den Wellen zuschauen, wie sie im unaufhörlichen ewigen Spiel ihre Farbenwunder auf den flachen, felsigen Grund werfen, oder dem Flug der weißen Sommerwölkchen folgen, das waren ihre Lieblingsbeschäftigungen. Hin und wieder kamen ja wohl Unterbrechungen, die dann mit Wollezupfen ausgefüllt wurden. Diese Unterbrechungen waren dann der kindliche Schmerz ihrer Seele. Ungeduldig, ärgerlich über die lästige Störung ihrer Existenz zupfte und weinte, weinte und zupfte sie dann darauf los und fühlte sich so unglücklich, wie ihr nur möglich war.

Das wurde nun auf einmal alles anders. Sie hatte Felice blutend, in schmutzigen, zerrissenen Kleidern, geschlagen und gestoßen, gefolgt von einer wüsten, schaulustigen Menge, als ob es gegolten hätte, ein wildes Tier zu bewundern, vorüberführen sehen, wie einen Verbrecher, wie einen Mörder. Im tödlichen Schreck, mit starren, trockenen Blicken hatte sie bei diesem trostlos unglücklichen Schauspiel dagestanden, wie vom Donner gerührt. Dann war ihr die Idee durch den Kopf geschossen, es sei irgend ein Unglück geschehen, liege irgend ein Irrtum vor, daß sie zuspringen, helfen, aufklären, Felice befreien müsse. In der That war sie auch wie geistesabwesend in den Menschenknäuel hineingelaufen, wo man sie gestoßen, getreten und fortgezerrt hatte, bis sie endlich mit einem

---

*) In sehr bezeichnender Weise charakterisiert sich der Neapolitaner selbst in seinem Dialekt. Der neapolitanische Dialekt kennt die italienischen Worte lavorare (arbeiten) und lavoro (Arbeit) nicht. Wenn er sagen will: ich habe gearbeitet, so sagt er: aggio fatigá (von fatigarsi, sich ermüden, sich abrackern) und für Arbeit sagt er: fatiga (Ermüdung, Abrackerei).

halbirren Schrei ohnmächtig auf dem Lavapflaster zusammengestürzt war.

Wie die Aeolsharfen, welche man wohl in die Bäume oder in Turmfenster hängt, erst klagende Töne, melodisches Rauschen vernehmen lassen, wenn der Wind oder der Sturm in sie fährt, so wurde unter diesem ersten harten Schmerz Assuntas Seele wach. Aus dem dämmernden Ahnen und Träumen wurde sie zu Leidenschaft und Leben erweckt, drängend, stürmisch fielen Furcht und Hoffen, Mitleid, Liebe in ihre Seele und rüttelten sie auf aus ihrem Dämmerleben. Jetzt, wo ihr Felice entrissen, wo er elend und gefangen war, erst im Municipio, dann im Gefängnis del Carmine, wo sie sein Leben in Gefahr wußte, erst jetzt ging ihr das Verständnis dafür auf, was ihr Felice gewesen und was er ihr in Zukunft sein mußte.

Nun lauschte sie seit jener Stunde in banger Sorge bald hier, bald da, wo nur von Felice Camboni die Rede war, und das war in jenen Tagen sehr häufig der Fall. Wird er hängen? Oder wird man ihm den Kopf abschlagen? stritten sich die Leute. Oder würde man ihn aus besonderer Gnade und Barmherzigkeit einsperren sein Leben lang? Wie oft schlich Assunta bei solchen Reden beiseite, um in einem einsamen Winkel ihr Herzeleid auszuweinen. Aber es wurde davon nicht anders. Ihr Herz wurde nicht erleichtert, so sehr sie auch weinte.

Schließlich entschloß sie sich, heimlich, ohne daß jemand davon wußte, ihn im Gefängnis zu besuchen. Man ließ sie aber nicht ein. Nicht einmal ausweinen durfte sie sich an seiner Brust. Sie würde ihn also niemals wiedersehen, sagte sie sich in ihrer Verzweiflung, niemals in seine runden, lebhaften Augen blicken, nie mit der Hand über seine lockigen, buschigen Haare fahren, nie sein

Lachen hören, nie an seinem Schnurrbart ziehen, wie sie in glücklichen Tagen gern that, nie wieder an seiner Seite gehen, nichts sollte mehr so sein, wie es bisher immer gewesen war. Ihre Zukunft schien leer, freudlos, nicht der Mühe wert zu erleben.

Dann kam der Tag, an dem das Urteil über Felice gesprochen werden sollte. Sie hatte vor ihm gezittert und konnte ihn gleichwohl kaum erwarten, um nur endlich Gewißheit über sein und ihr Schicksal zu haben. Assunta war in Santa Lucia gewesen, wo sie für ihren Vater Geld einkassieren sollte. Sie hatte natürlich nichts bekommen. Die Leute waren ausgezogen. Man wußte nicht, wohin.

Als sie wieder zurückkam nach der Piazza San Ferdinando, sah sie schon von weitem den Herzog di San Valtosa bei ihrem Vater stehen. Als sie näher kam, hörte sie, wie der Herzog sagte: „Ich glaube es kaum, Don Gennaro. Nach dem Gesetz wird er zum Tode verurteilt werden. Es ist Hochverrat, Verschwörung, man wird nicht anders können, selbst wenn man wollte.“

„Bst, bst!“ machte ihr Vater leise, weil er Assunta näherkommen sah und nicht wünschte, daß sie hören sollte, was man sprach.

„Wozu?“ fragte der Herzog kurz. „Einmal muß sie es doch erfahren und dann ist es besser, sie erfährt es hier als anderwärts. Ich verstehe Assunta überhaupt nicht. Was hat sie auf einmal mit dem Burschen, den sie früher kaum angeschaut hat? Sie geht herum mit verweinten Augen, als ob ihr die Hühner das Brot genommen. Ist ja thöricht. Ein Mädchen wie sie, eine Perle, die in eine Krone gehört, hängt sich an einen solchen Menschen!“

Assunta konnte in letzter Zeit den Herzog nicht mehr sehen, ohne in zornige Aufregung zu geraten. Gott weiß,

welche Gedanken sie in dieser Hinsicht hegte. Vielleicht mochte sie sich auch Gewissensbisse wegen des neuen Shawls machen, den sie von Felice bekommen hatte. Wenn ihr der Herzog nicht solche dumme Sachen in den Kopf gesetzt hätte, würde sie auch von Felice keinen Shawl verlangt haben und dann wäre vielleicht vieles nicht vorgekommen, was nun zu aller Unglück doch geschehen war. Wie sich jetzt der Herzog ihr näherte und ihre Hand zärtlich fassen wollte, um sie gönnerhaft und scheinbar ohne alle Hintergedanken zu trösten, fuhr sie mit einer solchen Hast und Energie zurück, als ob er giftig gewesen wäre.

„Das wird sich alles machen," fuhr der junge Mann gleichgültig thuend fort. „Wenn der Patron erst verurteilt ist, wird man vielleicht noch acht Tage von ihm sprechen, wenn es hoch kommt, und Assunta wird vielleicht vierzehn Tage an ihn denken, und dann wird alles vorbei sein. Mein Wort darauf, Assunta. Ich werde dafür sorgen, daß du vergißt."

„Wir müssen gehen, Vater," preßte Assunta halb weinend heraus, ohne den Herzog anzusehen, und als habe sie gar nicht gehört, was dieser sagte.

„Wohin?" fragte der Herzog. „Ah, richtig. Ich vergaß. Nun ja, warum denn nicht? Sieh ihn dir noch einmal an. Wer weiß, ob es nicht das letzte Mal ist. Was giebst du mir, Assunta, wenn ich dir und deinem Vater einen guten Platz im Saal des Tribunals zuweise? Einen Platz, von wo aus du ihn gut sehen kannst, wo du die ganze Bescherung vor dir hast, wie auf dem Präsentierteller?"

Nicht ein Wort, nicht einen Blick gönnte sie ihm. Sie hätte ihn schlagen mögen, und zwar mit aller Energie, deren sie fähig war. Sie haßte ihn wie den Teufel, nicht aus bestimmten Gründen, wie man ja überhaupt für Liebe und Haß nicht nach Gründen fragt, am wenigsten

im Süden. Sie haßte ihn instinktiv. Unwillkürlich machte sie ihn verantwortlich für das Elend, das sie und Felice betroffen hatte. Und wenn ihr Vater nicht gewesen wäre, der den Herzog als guten Kunden berücksichtigte, so wäre dieser Haß bei dem heftigen Naturell Assuntas auch noch derber zum Ausdruck gekommen. So mußte sie sich darauf beschränken, ihm ihre Abneigung stumm, deshalb aber nicht weniger deutlich zu beweisen.

Der Herzog hatte eigentlich etwas ganz anderes erwartet. Er hätte nicht gedacht, daß sich Assunta in dieser Weise entwickelte. Indessen glaubte er, daß dieser Ausbruch vorübergehender Art sei. War nur erst die Angelegenheit mit Felice erledigt, so würde sich auch Assunta wieder beruhigen, weil es doch durchaus nicht die Art und Weise junger Mädchen ist, hoffnungslos in alle Ewigkeit zu lamentieren und zu trauern.

Trotz Assuntas Abweisung gab der Herzog ihrem Vater eine seiner Visitenkarten, auf die er einige Worte hinkritzelte. Ihr Vater nahm die Karte und bedankte sich auch noch mit Redensarten und Bücklingen dafür. Wenn es nach Assunta gegangen wäre, hätte sie ihm die Karte ins Gesicht geworfen. Gleichwohl war es ihr lieb, als man sie im Tribunal auf Grund dieser Visitenkarte in eine Seitenloge oberhalb des Verhandlungssaales führte, von wo aus sie allerdings alles aus nächster Nähe sehen und verfolgen konnten.

Mit einer Spannung und Aufregung, als ob ihr selber der Prozeß gemacht werden sollte, nahm Assunta mit ihrem Vater Platz und sah, halb von einer Säule verborgen, aufmerksam in den Saal hinunter.

Ihr erster Blick fiel natürlich auf Felice. Er sah bleich und niedergedrückt aus, seine Augen glänzten fieberhaft. Er war nicht gefesselt, aber rechts und links von ihm saßen Carabinieri. Dann fiel der Blick Assuntas

auf den Gerichtshof, der jetzt über Sein und Nichtsein Felices zu entscheiden hatte, auf die Zeugen, unter denen auch der Präfekt selbst, dann der kleine bucklige Don Taddeo, einige Soldaten und andere waren.

Ein endloses Hin- und Herfragen begann. Die Zeugen stellten den Fall dar, wie ihn jedermann bereits kannte. Einer der Richter las währenddessen die Zeitung, die ihm vermutlich interessanter war, während der Präsident die Fragen, die er that und thun mußte, in einer raschen, wie selbstverständlichen Hast herausstieß und ungeduldig wurde, wenn die Antwort nicht gleich so ausfiel, wie er sie vielleicht erwartet hatte. Auf einen kundigen Beobachter hätte der Vorgang den Eindruck machen können, als ob es sich mehr oder weniger um eine abgemachte Geschichte gehandelt, als ob die Richter schon mit dem Urteil fix und fertig hergekommen seien und nun nur der Form wegen die umständliche Prozedur vornähmen.

Etwas aufgeregter gestaltete sich nur die Konfrontierung des Angeklagten mit dem Zeugen Taddeo Massaccio.

„Angeklagter, Sie haben behauptet, von dem Geheimpolizisten Don Taddeo Massaccio, der hier gegenwärtig ist, zu dem Mordversuch aufgefordert worden zu sein," bemerkte der Präsident kurz und eilig, indem er lässig in dem vor ihm liegenden Aktenbündel blätterte, als ob er rasch im Vorbeigehen den ihm aus den Akten flüchtig erinnerlichen Einwand des Angeklagten erledigen wolle. „Behaupten Sie das auch jetzt noch?"

„Ja, Herr Präsident," erwiderte Felice fest und sicher, „fragen Sie den Zeugen nur, ob er mir nicht gesagt hat, daß der Präfekt ein Volksverräter sei, den er selbst töten würde, wenn er nicht so schwächlich und gebrechlich wäre."

„Gut. Was sagen Sie dazu, Herr Zeuge?" fragte der Präsident, sich an Don Taddeo wendend.

Dieser zuckte verächtlich die Achseln. „Ist mir gar nicht eingefallen,“ erwiderte er.

„Wie? Du hast mir nicht zwanzig Scudi gegeben, damit ich den Stoß führen sollte?“ fuhr Felice hitzig und empört über die freche, verächtliche Ruhe Don Taddeos auf.

„Nein,“ entgegnete dieser kalt, „die Sache ist weder wahr, noch wahrscheinlich. Was hätte ich denn für ein Interesse an dem Tode des Präfekten haben sollen?“

„Hast du mir nicht erzählt, daß er dich um dein Gut bei Salerno gebracht hat?“ stieß Felice immer erregter, eindringlicher, aber auch ängstlicher heraus. Er mochte wohl ahnen, daß es sich jetzt für ihn um Kopf und Kragen handelte.

„Ich habe nie ein Gut besessen, weder bei Salerno noch irgendwo. Aus den Angaben des Angeklagten, der sich diese Geschichten im Gefängnis zurecht gemacht hat, spricht nur der Wunsch, sich an mir zu rächen, weil es mir vergönnt war, ihn zuerst zu ergreifen und den Stoß aufzuhalten,“ legte Don Taddeo mit ziemlicher Schärfe klar.

Felice war außer sich. Thränen traten ihm in die Augen und mit vor Angst und Verzweiflung verstellter Stimme schrie er den Zeugen an: „Don Taddeo, ich frage dich vor Gott und den Menschen auf dein Gewissen, haben wir uns nicht viermal vor der That getroffen und alles aufs genaueste besprochen? Wolltest du mir nicht während des Stoßes den Rücken decken? Hast du mir nicht noch weitere achtzig Scudi versprochen und erzählt, daß sich ein hoher Herr gefunden hätte, der mir das Geld zukommen ließe, um mich schadlos zu halten? Beim Heiland, der für uns alle gestorben ist, und bei deiner eigenen Seligkeit beschwöre ich dich, der Wahrheit die Ehre zu geben. Denke daran, daß du einen Mord begehst, wenn du mich verleugnest.“

Die Art und Weise, wie Felice in seiner Todesangst diese Worte mit heiserer, gequälter Stimme herausstieß, machte doch Eindruck. Ein Flüstern und Räuspern ging durch den Saal, und auch der Präfekt, der nicht weit von Don Taddeo im Zeugenraum saß, hob aufmerksam den Kopf, als Felice von dem „hohen Herrn" sprach, der ihm angeblich durch Taddeo hundert Scudi für den Stoß zukommen lassen wollte.

Prüfend, gespannt sah er erst auf den Angeklagten, dann auf den Zeugen Massaccio. Ueberhaupt konzentrierte sich jetzt die Aufregung und Aufmerksamkeit mehr auf den Zeugen, als auf den Angeklagten; alle waren gespannt, was sich aus diesem Wortwechsel schließlich ergeben würde. Nur der Präsident des Gerichtshofes, aus seiner Praxis vielleicht schon an solche aufregende Zwischenfälle gewöhnt, oder vielleicht in der Ansicht, daß es sich ja nur um Nebensachen handle, während die Hauptsache bereits so gut wie erledigt war, sah nach der Uhr, um zu wissen, ob es nicht Zeit wäre, eine Frühstückspause zu machen.

Unter lautloser Stille, aber in ruhiger, einfacher Art und mit fast harmlos unschuldigem Ton, der im scharfen Gegensatz zu dem Felices stand, nahm Don Taddeo das Wort: „Ich will durchaus nicht leugnen, daß ich mit dem Angeklagten kurz vor dem Attentat einigemal zusammengekommen bin. Es wäre das ganz vergeblich, denn es giebt wohl genug Personen, die mich mit ihm gesehen. Aber diese Zusammenkünfte waren ganz anderer Natur, als der Angeklagte angiebt."

„Erzählen Sie uns also die Geschichte, Don Taddeo," warf der Präsident kurz und ungeduldig dazwischen.

„Ich traf den Angeklagten zum erstenmal in der Weinkneipe von Stravolto in der Chiaja. Er machte mir gleich bei unserem ersten Zusammentreffen den Eindruck eines hinterhältigen, gefährlichen Menschen, und ich habe

mich darin auch nicht getäuscht, wie seine ausgeklügelten, hinterlistigen Verdächtigungen, die er mir hier direkt ins Gesicht schleudert, beweisen. Er erzählte mir, daß er in Steuersachen auf der Präfektur gewesen, aber sein Recht, wie er behauptete, nicht gefunden, im Gegenteil dahinter gekommen sei, daß er absichtlich ausgeplündert und seines Gutes am Posilipo beraubt werden solle."

„Lüge! Lüge!" keuchte Felice mühsam hervor.

„Angeklagter, verhalten Sie sich ruhig," ermahnte ihn der Präsident ernst und streng. „Man hat Sie vorhin auch ausreden lassen."

„Sein ganzer Zorn richtete sich gegen den Herrn Präfekten. Nach ihm sollte er allein an allem schuld sein," fuhr Don Taddeo fort. „Ich sah sofort, daß ein so rachsüchtiger Mensch, wie er sich auch hier wieder mir gegenüber zeigt, zum Aeußersten fähig ist. In meinen Vermutungen wurde ich bestärkt, als er sich angelegentlichst nach den Gewohnheiten des Präfekten erkundigte. Ich gab ihm Auskunft, weil ich verhindern wollte, daß er andere frage, die ihm vielleicht ohne jedweden Verdacht freiwillig eine Auskunft gegeben hätten, wenn ich sie ihm vorenthalten haben würde. Darauf beschränkt sich mein ganzer Verkehr mit dem Angeklagten."

Don Felice sprang von seinem Sitz wie ein wildes Tier empor und hätte sich auf den Zeugen gestürzt, wenn er nicht von den Soldaten, die neben ihm saßen, festgehalten worden wäre.

„Schuft! Schuft!" würgte er heiser heraus.

„Wenn Sie sich nicht ruhig verhalten, Angeklagter, lasse ich Sie schließen," bemerkte der Präsident unwillig. Dann zu dem Zeugen Taddeo Massaccio gewendet, fuhr er fort: „Vollenden Sie. Kommen Sie zu dem eigentlichen Attentat."

„Sehr wohl, Herr Präsident," erwiderte Don Taddeo

geschmeidig und mit tiefem Respekt. „Ich hielt es also für meine Pflicht, als Geheimpolizist den Angeklagten scharf im Auge zu behalten, um ein Verbrechen, das er etwa geplant, verhindern zu können. Ich traf ihn noch zwei- oder dreimal, soviel ich weiß aber immer, wenn er nach der Stadt hereinkam und in die Nähe der Präfektur. Immer fragte er mich nach dem Präfekten und drang endlich in mich, ihn an eine Stelle zu führen, wo er den Präfekten einmal sehen könnte. Ich hatte nun einmal A gesagt und mußte B sagen, mußte seinem Wunsche auch darin entsprechen, immer in der Befürchtung, daß er sich sonst an andere wenden möchte. So kam denn die Zeit und die Gelegenheit des Attentats. Ich kam mit ihm vor die Präfektur. Die Wache stand da und einige Passanten gingen hin und her. Ich glaubte nicht, daß er etwas Ernstes wagen würde. Sollte es aber dennoch geschehen, nun, so war ich ja da. Ich war sicher, ihn im letzten Moment verhindern zu können, seine rachsüchtige That zu vollenden. So geschah, was Sie alle wissen, meine Herren. Ich will verflucht sein hier und dort, wenn ich in meiner Darstellung auch nur um ein Jota von der Wahrheit abgewichen bin."

Eine unbeschreibliche Scene folgte diesen mit dem Brusttone der Ueberzeugung gesprochenen Worten. Felice hatte sich in einem plötzlichen Wutanfall von seinen Wächtern freizumachen gewußt und sprang über die Schranke, die ihn von dem Zeugenraum trennte, hinweg auf Massaccio zu wie ein gereizter Löwe. Dieser stieß einen erschütternden Hilfeschrei aus, kroch in zitternder Angst unter eine Bank, die an der Seite den Zeugenraum vom Zuschauerraum trennte, und bebte vor dem zur Verzweiflung gebrachten Mann wie ein Delinquent vor seinem Henker. Von allen Seiten sprangen Leute dazwischen, der Präsident schrie und klingelte in den Tumult hinein, in einem

Nu kugelten sich ein Dutzend Menschen oder mehr in dem Zeugenraum hin und her, im dichten Knäuel geballt.

„Ich bitte um Schutz," jammerte Taddeo unter der Bank, „ich bitte um Schutz. Herr Präsident, Gott ist mein Zeuge, ich bitte um Schutz."

Er wimmerte noch immer fort, auch als keine Gefahr mehr für ihn vorhanden war, auch als den armen Felice schon so viele Fäuste gepackt hatten, als nur an ihm Platz hatten und er sich im buchstäblichen Sinne des Wortes nicht mehr rühren konnte. Er wurde nach seinem Platz zurückgeschleift, wo ihm sofort Handschellen angelegt wurden. Halbohnmächtig, weinend vor Wut und Scham, lehnte er sich über die Barriere weg und blieb so liegen während der ganzen Zeit der ferneren Verhandlung. Er war gebrochen. Man fühlte unwillkürlich, wenn man ihn ansah, mit ihm, daß ihm nun alles gleichgültig sei, daß er sich selbst aufgegeben und verloren gab, da ihm die Hauptstütze seiner Verteidigung versagt, unter ihm zusammengebrochen war.

So groß die Aufregung war, die diese Scene hervorgerufen, so groß war auch die Stille und erwartungsvolle Spannung, die ihr folgte.

„Ich bitte mir aus," unterbrach der Präsident diese Stille ärgerlich, „daß Sie besser auf den Angeklagten acht geben. Ich müßte sonst die Sitzung aufheben und ihn in die — Besserungsanstalt bringen lassen, um ihn zur Raison zu bringen."

Mit anderen Worten: er wollte ihn energisch durchhauen lassen, denn damals wurde noch geprügelt.

„Der Herr Staatsanwalt hat das Wort," fügte der Präsident dann hinzu und lehnte sich mit ruhiger Behäbigkeit in seinen Sessel zurück. Er kannte den Staatsanwalt natürlich persönlich und seit langer Zeit und wußte, daß er nun auf wenigstens eine halbe Stunde seine Ruhe hatte.

„Er hat sich seine Sache selbst verdorben," murmelte der Verteidiger Felices halblaut zu seinem Schreiber, aber doch so, daß er wohl überall verstanden wurde. „Es hätte sich noch was machen lassen, aber wer soll denn für so einen Tollkopf Stimmung erzielen?"

Felice war natürlich zu arm, um sich selbst einen Verteidiger zu stellen. So wurde ihm auf Staatskosten ein solcher gestellt, irgend einer, aufs Geratewohl. Ob er Interesse für den Fall oder für den Klienten hatte, darauf kam es nicht an. Der Verteidiger zog seine gesetzlich bestimmten Sporteln dafür ein — viel war es ja freilich nicht — es verlangte aber auch niemand viel dafür. Ein paar Redensarten, eine Empfehlung seines Klienten an die Milde des Gerichtshofes und damit genug! Die obige Redensart leistete sich der gute Mann wahrscheinlich nur, damit der Mißerfolg seiner schwächlichen Bemühungen nicht auf ihn, sondern auf seinen Klienten selbst zurückfallen sollte. Felice war sozusagen ein aufgegebener Posten, und alle Welt bemühte sich, die Sache nun so rasch und glatt wie möglich zu erledigen.

Ein leises Schluchzen und Weinen klang aus einer oberen Loge in den Gerichtssaal hinab.

Unwillig blickte der Präsident in der Richtung, von wo der Klang kam, hin. „Ich bitte um Ruhe für den Herrn Staatsanwalt," sagte er streng und legte seine Mütze mit einer gewissen strammen Autorität vor sich auf den Tisch, denn es war sehr heiß im Saale.

Der Staatsanwalt sprach wie alle Staatsanwälte in ähnlicher Lage sprechen würden. Er hob hervor, daß in so aufgeregten unruhigen Zeiten die Autorität der Gesetze unbedingt aufrecht erhalten werden müsse, und da der Fall eigentlich so klar liege, wie man es nur verlangen könne, da niemand an dem Thatbestand des Mordversuchs an einer der Regierung angehörigen Person zweifeln könne,

so ersuche er den Gerichtshof auch, die volle Strenge des Gesetzes zur Anwendung zu bringen und den Angeklagten auf Grund des Paragraphen vierundsiebzig zum Tode zu verurteilen.

Nachdem der Staatsanwalt seine Rede vollendet, setzte er sich wieder und sah dann ebenfalls nach der Uhr. Er konstatierte, daß er genau sieben Minuten gesprochen und schätzte, daß die Sitzung, wenn der Verteidiger ein vernünftiger Kerl sei, in einer kleinen halben Stunde zu Ende sein würde, so daß er vor dem Essen noch eine Portion Fruchteis bei Don Gaetano essen könne, denn es war wirklich sehr heiß.

Der Verteidiger war auch in der That ein vernünftiger Kerl. Er machte nicht viel Wesens und war noch viel rascher fertig, wie der Staatsanwalt, empfahl seinen Klienten der Milde des hohen Gerichtshofes, womit er für seine Sporteln genug gethan zu haben glaubte. Dann zog sich der Gerichtshof zur Beratung zurück, und als er wieder in den Verhandlungssaal eintrat, mochten viele nochmals die Idee haben, daß das Urteil wohl schon lange vorher fertig gewesen sei, denn die angebliche Beratung dauerte ebenfalls nur ganz kurze Zeit. Das Urteil, das der Präsident unter dem üblichen Zeremoniell verkündete, lautete auf den Tod durch das Beil! —

Bei der Verkündigung des Urteils klang plötzlich ein schriller Schrei der Verzweiflung aus der Loge in den Saal herunter, ein Schrei, der mit solcher Macht und Gewalt aus dem tiefsten Innern der Seele kam, daß er gleichsam wie ein Blitz über dem Abgrund Kunde brachte von dem zerknirschten, hoffnungslosen Weh einer jungen Menschenbrust.

Aller Blicke richteten sich erstaunt nach der Loge.

Auch Felice richtete sich bei diesem Schrei, wie ihn Tausende vielleicht niemals im Leben hören, rasch von

der Barriere auf und starrte empor. Er sah das ängstliche, bestürzte Gesicht des alten Macchiavelli, der irgend etwas in seinen Armen hielt. Felice wußte, was es war, auch ohne daß er es sah. Er schlug die flachen Hände vor seine Augen und weinte bitterlich.

So blieb er mehrere Minuten leise zuckend und schluchzend stehen. Der Präfekt Liberio Romano, der natürlich wie alle anderen auch auf die Scene aufmerksam geworden war, sah mit seinen Falkenaugen bald hinauf, bald auf Felice. Es ging da etwas vor, was in seinem Inneren ein Echo zu finden schien. War der Mann, der sich in der herbsten Qual seines Lebens wand, wirklich der, den Don Taddeo geschildert? mochte er sich fragen.

Der Saal leerte sich, und schließlich ging auch der Präfekt langsam und sinnend davon.

10.

Seit dieser Zeit kam zu den Sorgen, von denen der alte Macchiavelli ohnehin sein reichlich bemessenes Teil hatte, noch eine neue, die Sorge um Assuntas Gesundheit. Assunta war nach Hause gekommen, hatte sich zu Bett gelegt und in der Nacht angefangen zu fiebern. Sie sah in ihren Fieberträumen die schauerlichsten Sachen, so daß es auch die eiskalt überlief, die dabei standen und kein Fieber hatten. Henkersknechte mit großen, scharfgeschliffenen Beilen tauchten aus den Schatten der ärmlichen Kammer, in der sie lag, hervor und unter Zucken und Schreien sah Assunta, wie diese rotgekleideten rohen Leute ihre Finger in die schwarzen Locken Felices tauchten und ihn an den Haaren vorwärts schleiften, nach einer finsteren Ecke, in der ein großer Hackeklotz stand. Sie sah, wie Felice sich sträubte mit Händen und Füßen, sie hörte ihn schreien, ganz deutlich vernahm sie seine Stimme, die ihr

durch und durch ging und immer stöhnte: Ich bin unschuldig, ich bin verraten, ich bin kein Mörder!

Und wenn es dann um sie herum ruhig wurde, fing Assunta plötzlich selbst an zu schreien, mit den Armen in der Luft herumzufuchteln — Gott weiß, was für fürchterliche Bilder ihr ihre aufgeregte Fieberphantasie vorspiegeln mochte, aber den Umstehenden standen bei ihrem durchdringenden Geschrei die Haare zu Berge, und ihre kleinen Geschwister verkrochen sich in die Ecken, wenn Assunta anfing mit ihren Armen in der Luft herumzufahren und durchaus auf und davon wollte.

Gegen Morgen wurde ja das nun freilich besser. Das Fieber wich, und Assunta fiel in einen unruhigen Schlaf, der bis weit gegen Mittag anhielt. Die Nachbarn kamen, und in der Hilfsbereitschaft, in der Güte ihres Herzens waren bald eine Menge Mittel zur Stelle, die alle helfen sollten. Da wurde abgekochter Latugasalat zum Auflegen auf die Stirn gebracht, sonderbar gebogene Hufnägel, sogenannte Glücksnägel, Thee aus Lorbeerblättern, Agaven und Meerzwiebel und so weiter. Von jedem Mittel wurden die wunderbarsten Heilerfolge erzählt und gewöhnlich halfen sie für alles. Es fehlte weiter nichts, als daß man auch Tote damit wieder aufwecken konnte.

Der alte Macchiavelli stellte mit großer Geduld alle die Zeichen gutmütiger Hilfsbereitschaft in die Ecke, besah sein schönes, im Fieberschauer liegendes Kind und brannte vor dem kleinen Madonnabild, das sich seitwärts des Bettes auf einer Kommode unter Glas befand, zwei Kerzen an. Das war sein Mittel. Half das nichts, half überhaupt nichts. Einen Arzt zu Rate zu ziehen, daran dachte in der Umgebung Macchiavellis kein Mensch. Ueberhaupt ist der Arzt für das niedere Volk in Neapel ein Gegenstand abergläubischer Furcht. Mag das nun eine Folge des robusten, glücklichen Naturinstinkts der Neapolitaner

sein, oder infolge unglücklicher Kuren, so viel steht in jedem Falle fest, daß man den Arzt, der an ein Krankenbett tritt, mehr wie einen Todesengel, als wie einen Retter in der Not ansieht....

Während Macchiavelli seine Lichter anzündete, trat seine Frau herzu, besah Assunta und fing dann an zu weinen und zu schelten.

„Das kommt von der Politik," schluchzte sie, und als sich ihr Mann über diese wunderbare Ideenverbindung wunderte, fuhr sie mit der Zungenfertigkeit einer alten Neapolitanerin von altem Schrot und Korn fort: „Willst du etwa wieder nicht schuld sein? Den Felice hast du mit deiner ewigen Politik zum Henker gebracht, und unser Kind wirst du auch noch unter die Erde bringen."

„Aber —" versuchte Gennaro sich zu verteidigen.

„Zum Henker mit dir und deiner Politik. Hast du ihn nicht aufgehetzt auf unseren Präfekten? Das sage ich dir, Gennaro, so bald ich noch ein Wort von Politik von dir höre, werfe ich dir eine Flasche an den Kopf, oder irgend eine Sache, die sich dazu eignet."

Dann übermannte die höchst bewegliche Dame wieder plötzlich die Rührung. Die hellen Thränen liefen ihr über die dicken Backen und mit der ihr eigentümlichen Gefühlslebhaftigkeit warf sie sich vor dem Bett Assuntas nieder und heulte und schrie, so daß Assunta davon aufwachte.

„Du hast sein Glück zerstört," jammerte die Frau weiter. „Du wirst auch ihr Glück zerstören, wie du es mit dem unserigen gemacht. Die Madonna helfe mir armen Frau und unseren kleinen Kreaturen. Wir haben kein Glück, kein Glück, kein Glück —"

Assunta lag ganz still und lauschte, die großen, vom Schlaf erfrischten Augen vor sich auf die Madonna mit den beiden Lichtern gerichtet. Noch halb von ihren Traum-

bildern befangen, hörte sie nur, wie ihre Mutter rief: „Glück ... Glück ... Glück."

Was war das? Ihre Mutter war ja so weit eine ganz gute Frau. Sie hätte sich keine liebevollere, zärtlichere Mutter wünschen können. Und wenn sie auch etwas sehr dick, etwas sehr laut und aufgeregt und zu Hause sehr wenig wählerisch und ganz und gar nicht eigensinnig in ihrer Toilette war, und wenn sie auch ein kleines struppiges Schnurrbärtchen auf der Oberlippe hatte und im Verbrauch von Seife von geradezu idealer Sparsamkeit war — so verstand sich das alles doch bei einer älteren Neapolitanerin von selbst.

Assunta wußte ganz genau, daß ihre Mutter — Donna Caruli*), wie sie in der ganzen Nachbarschaft hieß — in zwei Minuten, wenn sie genug geweint hatte, wieder trällernd und singend draußen vor dem Laden stand und Wolle zupfte, oder ihre Artischocken briet, oder mit einer Gevatterin an der Straßenecke schwatzte und seelenvergnügt war. Ihre Mutter, die früher ebenfalls sehr schön gewesen sein sollte, hatte sich aus ihrer Jugend das ganze quecksilberige Temperament der Südländerin gerettet, nur war alles mit ihr gewachsen. Ihre Trauer, ihre Freude, ihre Beredsamkeit, ihr Lachen, ihr Weinen — alles war ebenso wie ihre Körperformen in die Breite und Stärke gegangen — nur ihre Klugheit nicht. Diese war merkwürdigerweise auf dem bescheidensten Niveau stehen geblieben. Deshalb sagte sich Assunta auch in diesem Augenblick, wenn sie ihre Mutter fragen würde, was denn das Glück sei, von dem sie einen solchen Lärm machte, so würde sie entweder gar keine Antwort oder doch eine mangelhafte erhalten. Ihre Mutter würde sich darauf

*) Carolina, im Dialekt Caruli.

beschränkt haben, sie erstaunt anzusehen und etwa zu sagen, daß Glück eben das sei, wenn Leute Glück haben.

Assunta ließ ihre Mutter also ruhig fortlamentieren, was ja nicht lange dauerte, weil draußen die Maccaroni am Feuer standen, und als sie gegangen war, winkte sie ihrem Vater und sagte: „Was ist das, das Glück?"

Der alte Macchiavelli kam in keine geringe Verlegenheit. Zuerst glaubte er, Assunta sei noch immer in ihren Fieberträumen befangen, und sah sie erschrocken an. Aber das Auge Assuntas war so klar und ruhig, so schön und rein wie nie.

„Mein liebes Kind, das Glück ist eben das Glück," sagte er.

Assunta schüttelte mit dem Kopfe und nahm die Hand ihres Vaters in die ihre.

„Siehst du, wenn ein Armer rechten Hunger hat," fuhr ihr Vater fort, „und einen guten Appetit, dann sagt der Reiche, der am vollen Tisch sitzt, aber einen kranken Magen hat, jener sei glücklich, und der Arme, der den Reichen vielleicht inmitten all seiner Herrlichkeit sitzen sieht, sagt auch, jener sei glücklich, und doch sind sie es beide nicht. Glück ist eben das, wenn einem schmeckt, was er hat."

Wieder schüttelte Assunta den Kopf. Auch diese Erklärung vom Wesen des Glückes sagte ihr nicht zu. Vielleicht hatte sie eines der alten Märchen ihrer Kindheit im Kopfe, in denen jedem Menschenkind, das die Welt betritt, eine besondere Fee mitgegeben werde, die sein Glück darstellt. Aber sie kam offenbar damit nicht recht zu stande, eine Erklärung zu finden, die ihrer Intelligenz zusagte, und plagte ihren Vater immer wieder von neuem, ihr zu sagen, was das Glück sei.

Der alte Mann wußte keinen Rat. Wiederholt streichelte er seinem Kinde über die klare, reine Stirn, über die

dunklen, buschigen Haare. Er hätte ihr ja herzlich gern gesagt, was das Glück sei, wenn er es nur gewußt hätte, wenn er sie damit auf kurze Zeit über das Unglück hinwegtäuschen konnte, das sie so jäh betroffen. Endlich fiel ihm etwas ein.

„Ich will dir eine Geschichte erzählen, Assunta," sagte er lächelnd, „und du wirst dann wissen, was das Glück ist."

„Erzähle," antwortete Assunta träumerisch und schloß die Augen.

„Es waren einmal ein Paar Zwillinge," begann ihr Vater, „die zur selben Stunde und unter den gleichen Verhältnissen geboren, doch im Leben durchaus verschieden wurden, denn dem einen, der eigentlich Jeronimo hieß, den aber die Leute den Glückspilz nannten, schlug alles, was er unternahm, zum Guten aus, so daß sein Wohlstand und sein Reichtum stündlich wuchs, wie der Kürbis des Propheten. Dem anderen aber, der eigentlich Hans hieß, den aber die Leute Hans Elend nannten, mißglückte alles. Hunger und Jammer hörten nie auf, dazu hatte er eine Menge Kinder und ein keifendes Weib. Aber wenn dem Glückspilz das Glück lächelte, so wurde er darum doch nicht stolz, protzig und dünkelhaft, als ob er alles seiner Klugheit zuzuschreiben hätte, wie wohl manch einer, den ich kenne, sondern er blieb bescheiden, wohlwollend, klug und fromm. Hans Elend dagegen wurde von seinem Unglück so verbittert, zänkisch, unzufrieden und neidisch, daß er im Gesicht gelb wie eine Zitrone und seine ganze Gestalt so dürr und trocken wie Galgenholz aussah.

Da geschah es eines Tages, daß Hans Elend vor dem Hause seines Zwillingsbruders vorüberging, als dieser gerade vor der Thüre saß. „Hans," sagte er, in der Meinung, ihm etwas zuzuwenden, „du weißt, daß oben auf dem Berge das Bild der heiligen Anna steht, die meine

Schutzpatronin in dieser Welt ist und der ich alles zu verdanken habe."

„Jawohl, ich weiß es, Jeronimo. Es ist ein sehr beschwerlicher Weg bis dahin," antwortete Hans.

„Nun gut, ich gebe dir eine Lira, wenn du ihr diese Kerze bringen willst und ihr sagst, ich sei nun glücklich und zufrieden und brauche nichts mehr von ihr. Sie soll nun ihre Gaben anderen zuwenden."

Hans dachte bei sich: Dein Bruder Jeronimo ist ein reicher Mann, der für den weiten und beschwerlichen Weg wohl auch mehr als eine Lira bezahlen kann, und sagte: „Wie willst du, daß ich für eine Lira den Berg hinauf- und herablaufen soll? Ich reiße mir ja mehr Schuhwerk ab. Gieb mir wenigstens zwei Lire."

„Gut, Hans, du sollst zwei Lire haben," sagte sein Bruder und zählte ihm das Geld in die Hand. Da aber Hans sah, daß Jeronimo so rasch bei der Hand war, dachte er, er könne wohl auch noch mehr herausziehen und es reute ihn, nur zwei Lire verlangt zu haben.

„Zwei Lire?" sagte er. „Du bist so reich und ich so arm, daß du wohl fünf Lire für die Arbeit bezahlen kannst. Ich verliere ja einen halben Tag."

„Gut, Hans," antwortete sein Bruder, „du sollst fünf Lire haben."

Jetzt dachte aber Hans, daß sein Bruder ihn nicht entbehren könne und er nur zu verlangen brauche, um zu haben.

„Nein," sagte er, „bei der Hitze und dem Staub? Nein. Nicht unter zehn Lire. Keinen Centesimo billiger."

Nun sah Jeronimo wohl, wie er mit seinem lieben Bruder daran war. „Gut, so lasse es sein," sagte er ihm.

Hans Elend sah ihn zuerst etwas enttäuscht an. Dann reute ihn aber doch, daß er sich den leichten und reichlichen Verdienst hatte entgehen lassen.

„Nun," sagte er, „so will ich für fünf gehen."

„Es ist nicht nötig," antwortete Jeronimo. „Laß es sein. Oder willst du für drei gehen?"

„Was? Für drei? Du bist wohl nicht klug. Soeben hast du selber fünf geboten."

„So laß es sein."

Hans Elend hatte Hunger, als ob sich seine zwei Seiten gegenseitig auffressen wollten.

„Her die drei," rief er, „ich gehe für drei."

„Willst du für eine Lira gehen?" fragte sein Bruder weiter.

„Aber du hast doch eben —" begann Hans Elend.

„Willst du für eine halbe Lira gehen?" fuhr Jeronimo fort.

Da lief Hans, was er laufen konnte, davon, den Berg hinauf, aus Furcht, sein Bruder könnte noch weiter mit dem Preise heruntergehen.

Als er auf dem Berg ankam und vor dem schönen, reichgeschmückten Bild der heiligen Anna stand, das die Schutzpatronin seines Bruders war, sah er mit Staunen, welch holdseliger Engel die heilige Anna war. Ihre Haut war so weiß und zart wie die eines Kindes, und ihre Augen leuchteten so klar und himmlisch, daß dem armen Hans Elend ganz wehmütig und sehnsüchtig wurde.

„Was willst du?" fragte das Bild plötzlich, als er in stummer Betrachtung versunken vor ihm stand.

„Mein Bruder Jeronimo schickt mich her," antwortete Hans, „ich soll Ihnen sagen, er sei nun glücklich genug und Sie möchten die Güte haben, nun einen anderen mit Ihren Gaben zu beglücken."

„Sage nur deinem Bruder Jeronimo," antwortete die heilige Anna, „es sei ganz gleichgültig, ob er meine Gaben wolle oder nicht. Er bekäme sie doch bis zu seinem Tod, denn so will es das Schicksal."

„Kann ich denn nicht ein bißchen davon abbekommen?" bettelte Hans.

„Geh deiner Wege," sagte die Heilige, „ich bin nicht deine Schutzpatronin. Du gehst mich nichts an. Hier, hinter dem Dornengesträuch wohnt deine Glücksgöttin. Geh zu dieser."

Hans ging nun zu seiner Glücksgöttin, um die er sich, offen gestanden, noch nie gekümmert hatte. Es war ein wirres Gestrüpp, durch das er gehen mußte, an dem er sich die Glieder blutig riß und er mehr als einmal lästerlich fluchte.

Plötzlich stand er vor einer alten Frau, die scheußlicher und häßlicher als des Teufels Großmutter war. Ohne Zähne, mit roten Triefaugen, lahm und krumm schlich sie in alten Lumpen herum, daß man eine Gänsehaut bekam, wenn man sie nur sah.

Wie der Vogel, so das Nest, dachte Hans Elend, das wird wohl meine Glücksgöttin sein.

„Was willst du?" fragte ihn die alte Hexe.

„Ich möchte, daß dich der Teufel holte," antwortete Hans und lief vor Schreck davon, als ob es hinter ihm brenne.

„Höre zu," rief ihm die Alte noch nach, „nur weil ich für einen Augenblick eingeschlafen war, hast du die halbe Lira verdient. Wenn ich wach gewesen wäre, würdest du auch für zwanzig Lire nicht gegangen sein." —

Der alte Macchiavelli schwieg und sah seinem Kinde ins Gesicht. Assunta lag noch immer mit geschlossenen Augen ruhig da, als ob sie schliefe. Nur ein ganz feines, wie resigniertes Lächeln spielte um den hübschen zartgeschnittenen Mund und bewies nicht nur, daß sie gehört hatte, sondern daß es auch dem Zauberwort einer glücklichen, sonnigheiteren Phantasie gelungen war, besser als es vielleicht einem Gott weiß wie gebogenen Hufnagel

oder neunerlei Oel oder sonstigem Firlefanz gelungen wäre, in die junge, taufrische Seele des Mädchens die Ruhe der Resignation zurückzubringen und ihr über den ersten großen Schmerz ihres Lebens hinwegzuhelfen.

Indessen stand es in keiner Macht der Erde, Geschehenes ungeschehen zu machen, und wenn auch Assunta widerstandsfähiger gegen die Schläge des Schicksals geworden war, so wurde dadurch an der augenblicklichen Situation doch nicht das Geringste geändert.

Zwar erholte sich das arme Kind infolge ihrer jugendlichen Elastizität sehr rasch, so daß sie schon am folgenden Tag wieder aufstand, aber Felice war deshalb nicht minder ein verlorener Mann, ein dem Tode geweihtes Menschenkind, wenn nicht ein Wunder geschah. Irgend etwas mußte geschehen, und vielleicht war es gerade dieser Gedanke, der Assunta so rasch wieder auf die Beine brachte. Aber was in aller Welt konnte sie, das kleine, arme Ding, thun?

Gegen Mittag schien Assunta, die äußerlich wohl ruhig, innerlich aber doch noch von einer Aufregung und Angst gequält wurde, wie nie zuvor, zu einem festen Entschluß gekommen zu sein. Ohne ein Wort zu sagen, machte sie sich zum Ausgehen fertig und sagte ihrer Mutter, die sie fragte, wohin sie wolle, nur: „Ich komme gleich wieder."

Sie ging über den Platz, direkt nach der Präfektur. Sie wollte zum Präfekten, zu demselben Mann, den Felice in seiner verhexten Raserei mit dem Tode bedroht hatte. In ihrer naiven, mehr instinktiven Anschauung der Dinge sagte sie sich, daß der Mann, der angegriffen, beleidigt und bedroht worden war, auch im stande sein müsse, zu vergeben, womit dann die ganze umständliche Prozedur der sogenannten Justiz hinfällig werden müßte.

Leider war die Sache doch nicht so einfach, wie Assunta sie sich dachte. Das merkte sie schon, als sie in das Präfekturgebäude ohne weiteres eindringen wollte.

„Halt!“ schrie sie der Posten, der dort stand und der infolge des Attentats wohl scharfe Ordre bekommen haben mochte, an. „Wohin? Was habt Ihr hier zu suchen?“

„Ich will zu Seiner Excellenz dem Präfekten,“ antwortete Assunta tapfer.

„Geht nicht. Der Präfekt ist nicht zu sprechen.“

„Ich muß aber mit ihm sprechen.“

Der Soldat lachte. „Das sagen alle, die hierher kommen, mein schönes Kind, und das mögen auch alle glauben, aber der Präfekt muß nicht mit allen denen sprechen, die das für nötig finden. Und wenn er es auch wollte, er könnte es nicht einmal.“

„Bitte, lassen Sie mich hinaufgehen. Ich muß mit ihm sprechen,“ wiederholte Assunta einfach.

Der Soldat sah sie einen Augenblick wohlgefällig an. Ihre Augen sprachen in eigentümlicher Weise, besser und klarer als ihre Lippen es je vermocht, von der Sorge und Angst ihres Herzens, von der zwingenden Gewalt ihres Vorhabens, daß der Posten wohl einsehen mochte, daß er hier mit einer einfachen Zurückweisung nicht durchkam.

„Wie heißen Sie?“ fragte er weiter.

Assunta nannte ihren Namen.

„Es ist notwendig, wenn Sie mit dem Präfekten selbst sprechen wollen,“ fuhr der Soldat fort, „daß Sie schriftlich um eine Audienz nachsuchen und dann ruhig warten, bis sie Ihnen bewilligt wird.“

Bis dahin konnte Felice schon tot sein, dachte Assunta. Das ging also nicht. Und da sie in ihrer Herzensangst, in ihrer gequälten Aufregung nicht besonders gewillt war, nach Worten zu suchen, so wiederholte sie einfach, aber dringend bittend, wie unter einem Zwange stehend: „Bitte, lassen Sie mich hinaufgehen. Ich muß mit ihm sprechen!“

Der Soldat sah nun wohl ein, daß er noch stunden-

lang predigen und Vorschriften machen könne, ohne ein anderes Resultat, als das eben gehörte, bei Assunta zu erzielen. Er zuckte die Schultern, wollte Assunta nicht gerade mit Gewalt zurückweisen, weil sie so gar hübsch und rührend aussah, durfte sie aber auch unter keinen Umständen durchlassen. Ratlos sah er sich um. Da ging oben an der Treppe ein Diener vorüber.

„Bst, bst!" machte der Soldat und winkte hinauf.

Der Diener kam herunter, beratschlagte, nachdem er von der Wache benachrichtigt worden, um was es sich handelte, mit dem Soldaten, was zu thun sei, und fragte endlich Assunta: „Was wollen Sie denn bei Seiner Excellenz?"

„Bitte, lassen Sie mich —" begann Assunta ihre stereotype Antwort.

„Nein, wir dürfen nicht," unterbrach sie der Diener. „Sagen Sie mir, was Sie wollen, und ich werde sehen, ob ich vielleicht mit dem Kammerdiener Seiner Excellenz oder mit dem gnädigen Fräulein davon sprechen kann. So, wie Sie sich das denken, geht das nicht."

Assunta weinte. „Es handelt sich um — um Felice Camboni," stotterte sie endlich verschämt heraus.

Das brachte nun die beiden gewissenhaften Leute wieder in bedeutende Aufregung, und wenn Assunta nicht Assunta gewesen wäre, so würde sie wahrscheinlich ohne weiteres verhaftet worden sein. So aber traten die beiden in erneute Beratung, deren Resultat endlich war, daß der Diener sagte: „Warten Sie hier. Ich will sehen, was sich thun läßt," und die Treppe wieder hinaufging.

Das dauerte wieder eine geschlagene Viertelstunde, und Assunta kam immer mehr auf die Idee, daß ihr Unternehmen denn doch verwickelter und schwieriger sein mochte als sie selbst geahnt.

Endlich kam aber der Diener doch wieder zurück und

sagte dem Posten: „Das gnädige Fräulein will das junge Mädchen empfangen. Ich soll sie hinaufbringen."

Darauf ließ der Soldat Assunta eintreten, und sie ging mit ihrem Vermittler hinauf in das erste Stockwerk des Präfekturgebäudes, wo dieser nach einer ziemlichen Reise über Korridore und leere Zimmer des weitläufigen Gebäudes endlich vor einer Thüre stehen blieb und anklopfte. Man rief ihn hinein, gleich darauf kam er aber zurück, machte die Thür weit auf und schob Assunta in das Zimmer.

Das erste, was Assunta in dem künstlich gegen die allzu grelle Sonne verdunkelten Raume wahrnahm, war die Gestalt des Herzogs di San Valtosa in seiner prächtigen Uniform. Diese Entdeckung wirkte auf sie lähmend ein. Auch der Herzog war über dieses Zusammentreffen ziemlich betroffen. Wenn er auch durch die erfolgte Anmeldung Assuntas Zeit hatte, sich vorzubereiten, so wußte er doch offenbar nicht, auf welchen Ton er die Unterhaltung mit dem jungen Mädchen hier, in Gegenwart Beatricens, stimmen sollte. Die Begegnung mochte ihm peinlich, sicherlich unangenehm sein, aber er konnte ihr gleichwohl nicht ausweichen.

„Wie," fragte Beatrice, die etwas zurückgezogen auf einem Diwan saß und deshalb von Assunta nicht sogleich bemerkt worden war, „Sie kennen sich schon?"

Der Herzog lächelte etwas verlegen und sagte nach einer kleinen Pause: „Meister Machiavelli ist ein vorzüglicher Mann in seinem Fach, Signorina, der für mich schon manchen Sessel gefertigt hat. Daher kenne ich auch seine Tochter."

Dann sich vertraulich Assunta nähernd, sagte er zu dieser: „Tritt näher, Assunta. Warum so ängstlich?"

Beatrice hielt die Blicke gespannt auf die beiden gerichtet. Sie sah, wie ängstlich, wie erschrocken das arme

Kind vor dem Herzog zusammenfuhr, wie sie suchend im Zimmer herumschaute und dann plötzlich mit einem nur mühsam erstickten Aufschrei auf die Stelle zueilte, wo Beatrice saß und vor dieser auf die Kniee fiel, in ihren Schoß weinte und schluchzend und krampfhaft zuckend bat: „Hilfe, Madonna, Gnade! Erbarmen Sie sich einer Unglücklichen."

Der Herzog war ärgerlich. Er hätte vielleicht in diesem Moment selbst nicht zu sagen vermocht, warum? Aber das Betragen Assuntas machte ihn nervös. Was sollte das heißen? Weshalb empfand das Mädchen denn vor ihm eine solche wahnsinnige Angst? Ahnte sie oder wußte sie vielleicht gar, was ihm gerade jetzt, da er im Begriff stand, hier einen entscheidenden Schritt zu thun, viel schaden mußte, wenn es bekannt wurde? Hatte Don Taddeo vielleicht gar geplaudert?

Verstimmt zog er an seinem Schnurrbart, zog die Schultern in die Höhe und wandte sich von der Scene ab, denn es war noch etwas, was ihn unangenehm berührte. Assuntas Schönheit, ihr jugendlicher Liebreiz hatten wirklich einen tieferen Eindruck auf ihn gemacht, als er sich selber gestehen mochte. Er war viel zu klug, um der Liebe, dem Herzen einen Einfluß auf seine Handlungen einzuräumen. Niemals hatte er auch nur daran gedacht, Assunta zu heiraten. Er hätte das für eine unverzeihliche Dummheit gehalten. Gleichwohl verletzte es seinen Stolz, sein Gefühl als Mann, daß ihn Assunta durchschaut zu haben schien und plötzlich für einen dummen Bauer Himmel und Hölle in Bewegung zu setzen versuchte, während sie ihn, den Herzog di San Valtosa, wie irgend ein abscheuliches Ding, einen Frosch, eine Maus oder eine Schlange behandelte.

Beatrice hingegen schien für Assunta eine lebhafte Teilnahme zu empfinden. Schon der Ton ihrer Stimme war

ihr sympathisch. Mild strich sie mit der Hand über ihr etwas welliges, reiches Haar und sagte nach einer kurzen Pause: „Stehen Sie auf, mein Kind. Sie wollen mit meinem Vater, mit dem Präfekten, sprechen. Ist es nicht so?"

Assunta nickte, blieb aber vor ihr liegen, als ob sie vielmehr gewünscht habe, Beatrice solle mit ihrem Vater sprechen und ihn um Hilfe, um Verzeihung bitten.

„Wegen Felice Cambonis?"

„Ja," hauchte sie leise.

„Ist Felice Camboni Ihr Verlobter?" forschte Beatrice wieder.

„Nein."

„Aber — aber Ihr Geliebter?"

„Ich weiß es nicht," erwiderte Assunta naiv, „er ist — er soll hingerichtet werden, und ich wollte an seiner Stelle um Verzeihung bitten. Er hat es nicht in böser Absicht gethan, er — er muß verhext gewesen sein, in der Hitze, in — ich weiß es nicht. Ach, haben Sie Gnade, üben Sie Barmherzigkeit an uns armen Leuten, die wir uns nicht zu helfen wissen."

In diesem Augenblick trat der Präfekt, zufällig, oder vielleicht auch von einem Diener benachrichtigt, in das Zimmer seiner Tochter ein, blieb aber noch einige Augenblicke, weder von seiner Tochter, noch vom Herzog bemerkt, an der Thür stehen.

„Stehen Sie auf, Assunta," sagte Beatrice wieder in einem tröstenden milden Ton, „ich will gern mit meinem Vater in dieser Sache reden und thun, was ich kann, aber Sie müssen nicht denken, daß man so ohne weiteres ein Urteil umstoßen kann. Ich weiß selbst nicht, was geschehen muß, aber ich will Ihnen gern versprechen, daß alles geschehen soll, was möglich ist."

„Herr Präfekt —" sagte jetzt der Herzog grüßend,

der bei einer zufälligen Bewegung den Eintretenden bemerkte.

Dadurch wurde auch Beatrice aufmerksam. „Dort ist der Präfekt," raunte sie der Bittstellerin leise zu, „gehen Sie zu ihm und küssen Sie ihm die Hand."

Sofort sprang Assunta auf, um zu thun, was ihr Beatrice sagte.

„Ist dies das Mädchen?" fragte Liberio Romano.

„Ja," antwortete Beatrice, „sie bittet für ihren — — Wie war's, Assunta?"

„Für meinen Vetter, Excellenz," ergänzte diese rasch.

„Hm. Waren Sie das, Assunta, die mit ihrem Vater in der Loge saß, als Felice Camboni verurteilt wurde?" fragte der Präsident.

Assunta nickte und senkte die Augen zu Boden.

„Aber Sie wissen doch, Assunta, daß Felice mich ermorden wollte; er ist also ein sehr böser Mensch?" fragte Romano weiter.

„Nein, nein, bei allen Heiligen, das ist er nicht, Excellenz," protestierte Assunta weinend, „er ist immer so gut und brav gewesen. Man hat ihn verhext."

„Verhext? Weshalb meinen Sie das?"

„Weil er niemals zuvor etwas Böses begangen hat," hastete Assunta eifrig heraus.

„Wer soll ihn denn verhext haben?" forschte der Präfekt weiter.

„Ist ja alles Unsinn," warf der Herzog halblaut ein.

Beatrice sah ihn aufmerksam an.

„Ich weiß es nicht," jammerte Assunta, „wenn es nicht der böse Bucklige gewesen ist, so weiß ich es nicht."

„Der Bucklige? Sie meinen den Geheimpolizisten Taddeo Massaccio?"

„Ja."

„Weshalb gerade der? Wohl weil Felice ihn beschuldigte?"

„Ja. Und dann habe ich auch schon vorher gemerkt," fuhr Assunta fort, „daß er es nicht ehrlich mit Felice meinte."

Der Präfekt sah sie einen Augenblick prüfend und fast überrascht an.

„Vorher?" wiederholte er. „Sie haben Don Taddeo also schon vorher gesehen?"

„Ja, zweimal. Zweimal ist der Mann zu uns gekommen, und jedesmal hat er Felice mit sich fortgenommen, ohne daß Felice mitgehen wollte," erklärte Assunta mit immer mehr Festigkeit und Mut.

„So," meinte der Präfekt aufmerksam. „Sie wollen sagen, Don Taddeo sei zu Ihnen gekommen, um Felice zu etwas zu überreden?"

„Ja, ja. Er hat ihn verhext," behauptete nunmehr Assunta mit Energie.

„Sie glauben also an das, was Felice dem Don Taddeo in der Verhandlung vorwarf?"

„Ja. Felice lügt nicht," antwortete Assunta.

Der Präfekt fuhr sich mit der Hand über Stirn und Augen, trat von Assunta weg und ging nachdenklich im Zimmer hin und her.

Der Herzog zuckte spöttisch die Schultern und meinte ironisch: „Man muß also den bösen Buckligen der Hexerei anklagen."

„Nun hören Sie zu, Assunta," fuhr dann der Präfekt nach kurzer Ueberlegung fort. „Ich will gern allen Groll vergessen und dem jungen Mann seinen Fehler, den er an mir begangen hat, verzeihen —"

„O, Herr Präfekt," schluchzte Assunta stürmisch auf und bedeckte neuerdings die Hand Romanos mit glühenden Küssen.

„Nein, nein,“ wehrte dieser sanft ab, „so weit sind wir noch lange nicht. Meine Verzeihung ändert an dem Urteil nichts. Es muß vielmehr, um dieses zu ändern, ein Gnadengesuch an den König gemacht werden, und zwar so rasch wie möglich, da sonst das Urteil rechtskräftig wird. Haben Sie das verstanden?“

Verstanden hatte Assunta das schon, aber sie wußte deshalb doch so viel wie vorher.

Das mochte auch Romano einsehen, denn er fuhr fort: „Ich will Ihnen etwas sagen: Schicken Sie mir Ihren Vater her, aber heute noch. Ich werde mit ihm besprechen, was zu thun ist. Und nun gehen Sie mit Gott, mein Kind, und tragen Sie den Kopf hoch. Die Welt wird anders mit jedem Tag, und wo heut von niemand ein Ausweg gefunden wird, da sind morgen hundert. Also Mut und den Kopf hoch! Das andere überlassen Sie Gott, der uns alle liebt.“

Demütig verabschiedete sich Assunta, indem sie dem Präfekten und seiner Tochter die Hand küßte und bescheiden knickste.

„Sie wollen sich also wirklich für den Burschen verwenden, Herr Präfekt?“ fragte der Herzog.

„Warum nicht?“ entgegnete dieser.

„Er ist ein Erzschelm.“

„Das kommt noch darauf an. Es hat mir den Eindruck gemacht, als ob er wirklich unter fremdem Einfluß gehandelt habe.“

„Natürlich. Er ist ein schlauer Bursche, aber diesmal hat ihm seine Schlauheit nichts genützt. Denn wenn er auch begnadigt wird, so bleibt er doch lebenslänglich im Bagno.“

„Es ist doch etwas anderes. Von dort kommt man wieder. Wer aber tot ist, kommt nicht wieder. Ich hätte große Lust, selbst einmal mit ihm zu reden.“

„Warum nicht gar!"

„Ursache dazu wäre für mich wohl vorhanden. Gesetzt den Fall, dieser Taddeo Massaccio wäre wirklich ein Spion und habe im Auftrag eines hochgestellten Herrn dem armen Kerl eine Falle gelegt —"

Der Herzog wandte sich rasch um und sah dem Präfekten voll ins Gesicht. Dann lachte er breit und gezwungen.

„Das ist die reine Spionenriecherei, Herr Präfekt. Ich bitte um Verzeihung, aber die Furcht macht Sie mißtrauisch," unterbrach ihn der Herzog.

„Es ist immer gut, mißtrauisch zu sein, wenn man in einer gefährlichen Lage ist. Dieser Massaccio —"

„Ist ein ehrlicher Mensch, ein armer, aber ehrlicher Kerl, der seine Pflicht gethan hat."

„Woher wissen Sie das?" fragte der Präfekt rasch und mit einer gewissen lauernden Beobachtung.

Der Herzog zuckte die Schultern.

„Sie haben mir gesagt, daß Sie ihn vorher nie gesehen hätten," fuhr der Präfekt fort, „trotzdem der Agent behauptete, von Ihnen gekannt zu sein."

„Ich kann mich nicht besinnen, ihn gesehen zu haben."

„Und trotzdem behaupten Sie seine Ehrlichkeit?"

„Warum nicht? Nach dem, was ich seither von ihm hörte und sah, kann man das wohl."

„So?" sagte der Präfekt kurz und sah den Herzog flüchtig, aber scharf an.

„Es ist ja sehr erklärlich, daß Sie sich beunruhigt fühlen," fuhr dieser mit einer eifrigen Lebhaftigkeit fort, „wenn ich auch nicht geglaubt hätte, daß Sie ohne weiteres jeden in Verdacht nehmen, gegen Sie zu komplottieren, der sich zufällig auf seiten des gerichtlichen Urteils stellt. Ich finde das Urteil in der Ordnung — bin ich Ihnen deshalb etwa auch verdächtig, Herr Präfekt?"

Das sollte mehr scherzhaft, wie unter Freunden, klingen, aber es verunglückte etwas im Ton. Die Stimme des Herzogs zitterte leicht und klang unsicher.

„O, Herr Herzog," erwiderte der Präfekt durchaus höflich und mit warmer Betonung, „zwischen uns braucht es wohl keiner Versicherungen."

Gleich darauf schützte er eine eilige Beschäftigung vor und zog sich auf sein Zimmer zurück.

Hier ging mit seiner äußeren Erscheinung eine auffallende Veränderung vor. Die höfliche Gesellschaftsmaske des Hofmannes fiel sozusagen herunter, und der echte Liberio Romano kam zum Vorschein, ein sorgenvoller, bekümmerter Mann. Müde, verzweifelnd, fiel er in einen Sessel, seine Stirn runzelte sich finster zusammen, seine ganze Haltung wurde matt, hinfällig, die Augen starrten nachdenklich vor sich hin, als ob er sich innerlich Rechenschaft ablege von seinem Thun und Lassen.

Er war davon überzeugt, daß ihm nachgestellt werde, daß man ihm ans Leben wolle, sei es mit dem Dolch des Meuchelmörders, sei es durch Denunziation als Verräter. Ob der Herzog selbst die Hand im Spiele hatte oder einer der vielen anderen seiner Widersacher, die in ihm den Neapolitaner, den Eingeborenen, der instinktiv für die Rechte des Volkes eintrat und eintreten mußte, haßten, war an sich gleichgültig. Man spielte mit seinem Leben, und sein Verdacht richtete sich zunächst gegen die Fremden im Lande, die in Heer und Verwaltung hohe und niedere Posten einnahmen und keine andere Sorgen kannten, als sich auf mehr oder weniger plumpe Art am Volksvermögen, am öffentlichen Geld zu bereichern.

Das also war der Dank dafür, daß er, solange er auf seinem Posten stand, keine Gelegenheit versäumt hatte, den kleinen und großen Dieben auf die Finger zu klopfen, wo und wie es in seiner Macht stand! Haß und Ver-

folgung und der Dolch des Attentäters! Und das zu einer Zeit, da er Tag und Nacht, im Wachen und im Schlafen mit jedem Pulsschlag daran arbeitete, seiner Heimat ein Blutbad zu ersparen, wie es in Palermo Tausende und Abertausende unschuldiger Menschen, Männer, Frauen und Kinder, dahingerafft hatte.

War es nicht besser, er warf ihnen sein Amt vor die Füße und ging seiner Wege? Ging nach seinem ruhigen, schönen, meerumrauschten Bottica oder auf eines seiner Güter in Apulien? Er war ja ein vermögender Mann, er hatte, was er brauchte, und konnte sich aufs Abwarten verlegen. Wozu sich mit Lüge und Heuchelei, Verstellung und allen Listen jener Kamarilla gegenüber abplagen? Für wen? Für was?

Wenn er dann aber an die Scenen dachte, die entstehen würden, wenn die Geschosse der Kanonen von Sant' Elmo herniederprasselten in die volkreiche, wehrlose Stadt, wenn sich der Straßenkampf tagelang, vielleicht wochenlang durch die engen, krummen Vicoli wälzte, die schreienden Kinder und Weiber, die wütenden Männer, die rasend gewordenen Opfer des Fanatismus, alle die Unglücklichen, die wehrlos den Kugeln und Bajonetten einer entmenschten Soldateska überantwortet wurden — dann fühlte er, daß er nicht gehen konnte, nicht gehen durfte. Es ging über sein Vermögen. Mochte kommen, was da wollte, er konnte nicht mehr zurück, er mußte vorwärts.

Ein Diener trat leise ein. „Excellenz, ein Mann Namens Gennaro Macchiavelli will von Ihnen bestellt sein,“ sagte er.

Elastisch sprang Liberio Romano auf. „Ich komme sofort,“ antwortete er.

(Fortsetzung folgt.)

Idas Vergangenheit.

Novellette von **Mary Mirsch.**

Mit Illustrationen von E. Limmer.

(Nachdruck verboten.)

Prächtige, vollerblühte Rosen strömten ihren Duft in das offene Balkonzimmer. Ein sanftes Lüftchen blähte die weißen Tüllvorhänge auf. Liese, die Windhündin, gähnte und schnappte nach Fliegen.

Frieden, Ruhe, wunderbare Stille herrschte. Man konnte vor Langeweile einen achtundvierzigstündigen Schlaf thun.

Vom Garten her, über die Terrasse, kam ein großer, schneeweißer Kater ins Zimmer geschlichen.

Liese und er wechselten einen Blick, beide nickten verständnisinnig, worauf der Kater wieder davonglitt. Es war ihm zu langweilig da.

Eine Schwalbe schwirrte durch die Luft, setzte sich ein Augenblickchen auf das Fensterbrett, drehte das Köpfchen nach links, drehte es nach rechts und hui! wieder davon. Sie hatte keine Zeit zu solchem Nichtsthun.

Luzie Wittich hatte dafür um so mehr Zeit. Sie lag im Schaukelstuhl, träumte und schaute ab und zu auf den Rheinstrom hinaus, der unweit der Villa zwischen burg-

gekrönten Rebenhügeln dahinfloß. Sie ruhte und träumte. Was sollte sie anderes thun? Der Haushalt ging wie am



Schnürchen, dafür war die bewährte Haushälterin da. Handarbeiten machte ihre Schwester, so viel man nur wollte. Musizieren mochte Luzie nur abends, wenn ihr

Mann zu Hause war. Sie lag also in ihrem Schaukelstuhl, freute sich an dem schönen Landschaftsbilde, über ihre Häuslichkeit, über ihren Mann und begnügte sich im übrigen damit, sich glücklich zu fühlen.

Ida, ihre Schwester, behauptete, so faul wie Luzie verstehe niemand zu sein. Das war aber nur Neid, denn Ida selbst war die verkörperte Unruhe. Heute war sie nach Koblenz gefahren, und deshalb mußte Luzie mit ihrem Gatten allein speisen.

Sie freute sich eigentlich darauf. Nicht, als ob sie Ida nicht von Herzen lieb gehabt hätte — im Gegenteil! Aber seit einiger Zeit war Ida so sonderbar geworden. Sie war nicht mehr das heitere, unbefangene Mädchen wie früher. Sie hatte jetzt etwas Eigentümliches in ihrem Wesen, etwas Schwermütig-Sentimentales, ja, fast Theatralisches. Ihre Grazie hatte sich in eine feierliche Würde verwandelt, die bei dem siebzehnjährigen Kinde entschieden komisch wirkte.

Und ihr Benehmen Wittich gegenüber war nun völlig unbegreiflich. Früher, noch vor ein paar Monaten, hatten die beiden auf dem lustigsten Neckfuß gestanden. Und jetzt sprach sie mit ihm, wenn sie ihn überhaupt anredete, nur in getragenen, schwermutsvollen Tönen, das Gesichtchen in Längsfalten gezogen, wie eine trauernde Niobe.

Was mochte sie nur haben?

Luzie war immer die Vertraute ihrer Schwester gewesen, aber diesmal wies Ida sie förmlich mit Entsetzen zurück. Mit Wittich konnte man sich auch nicht darüber aussprechen. Der Fall war ihm jetzt, mitten in einer verwickelten Schwurgerichtssache, nicht wichtig genug. Er fand, Ida müsse noch ein paar Jahre in die Pension zurückgeschickt werden, da sie noch vollständig kindisch und überspannt sei. Kurz, Ida begann ein bißchen unbequem zu werden, und Luzie hätte ihren hübschen Türkisenring

darum gegeben, zu wissen, was das junge Mädchen so verändert habe.

— — — — — — — — — — — —

Zwei Monate früher war es, als der Rechtsanwalt Wittich eines Abends sehr vergnügt heimkam. Er war in heiterster Laune, denn er hatte nicht nur einen unangenehmen Prozeß glänzend gewonnen, sondern auch mit einem abreisenden Kollegen einen lange dauernden Abschiedstrunk einnehmen müssen.

Wittich war im allgemeinen ein ernsthafter Mann, aber an diesem Abend sah er mit seinem hochgeröteten Gesicht, den etwas zerzausten Haaren und den blitzenden Augen recht unternehmend aus. Als er vor seinem Hause ankam, riß er an der Hausglocke wie ein Gläubiger und, nachdem ihm geöffnet war, stürmte er wie ein Schuljunge die Treppe hinauf und ins Wohnzimmer.

Es dämmerte schon stark; und als sich Ida, welche sich allein im Zimmer befand, erhob und ihm entgegenging, glaubte er, es sei seine Frau, nahm sie fest in seine Arme und küßte sie mehrmals feurig auf den Mund.

Wenn man von einem hellerleuchteten Flur in ein dämmeriges Zimmer kommt, sieht man natürlich schlechter, als der, welcher sich in dem dunklen Raum schon längere Zeit befindet.

Daran dachte Ida aber leider nicht, als sie später, nachdem sie sich von ihrem Entsetzen so weit erholt hatte, daß sie wieder denken konnte, ihren Schwager als wahnsinnig oder moralisch vollständig verloren bezeichnete.

Wittich ließ Ida gerade in dem Moment aus seinen Armen, als Luzie, seine Frau, mit einer brennenden Lampe hereinkam. Er selbst war so grenzenlos verblüfft über seinen Irrtum, daß er nicht wußte, was er sagen sollte. Und da er versäumt hatte, gleich darüber zu lachen und eine Aufklärung zu geben, erschien es ihm mit jeder



Wittich ließ Ida gerade aus seinen Armen. (S. 88)

Minute schwieriger, dies zu thun; und so verging die Zeit, bis es ihm vorkam, es möchte verfänglich klingen, wenn er jetzt davon anfinge.

So schwieg er denn. Im übrigen kam ihm die Geschichte auch in der That nicht so wichtig vor, um noch länger daran zu denken.

Ida aber dachte daran. Die Küsse ihres Schwagers brannten wie Feuermale auf ihren Lippen. Wie oft hatte sie in ihren mädchenhaften Träumereien sich den „ersten Kuß" vorgestellt, aber nie hatte sie gedacht, daß es etwas so Gräßliches sein könne.

Alfred, ihr Schwager! Welche Tragödie!

Und sie die Heldin!

Das Geheimnis mußte für ewig in ihrem Inneren begraben bleiben. Kein Muskel ihres Gesichtes durfte verraten, daß sie nicht mehr die arglose Ida war, daß ein Mann sie geküßt habe. Nie durfte jemand erfahren, daß ihr Schwager sie — liebe, ja, sich so weit vergessen hatte, es ihr in dieser stürmischen Weise zu zeigen.

Das Geheimnis würde freilich ihr Leben vergiften, aber sie würde es still und ergeben tragen. Um Luziens willen!

So kam es, daß Ida ihrer Schwester durch ihr seltsam feierliches Wesen auffiel, das sie nun schon zwei Monate mit großer Selbstzufriedenheit zur Schau trug.

— — — — — — — — — — — —

Die Sonne verschwand hinter den Bergen, ein kalter Luftzug drang durch die offenen Fenster und scheuchte Luzie aus ihrem Schaukelstuhl auf. Kaum fand sie noch Zeit, sich zum Essen umzuziehen, als ihr Gatte nach Hause kam. Er brachte einen jungen Kollegen mit, Arthur Freese, der sehr enttäuscht aussah, als er hörte, daß Ida ausgegangen sei. Es war ein hübscher junger Mann von siebenundzwanzig Jahren, der mehr praktisch als romantisch angelegt war und vielleicht gerade deshalb, da sich

die Gegensätze berühren, an dem sentimentalen, etwas überspannten Wesen Idas Geschmack fand. Er hatte sie kurz nach dem großen Abenteuer mit ihrem Schwager kennen gelernt und seitdem fast täglich Gelegenheit gefunden, Wittich beim Nachhausegehen abzufangen und der leisesten Aufforderung, mitzukommen, Folge zu leisten.

Ueber den Eindruck, den er auf Ida machte, war er vorläufig allerdings noch etwas im unklaren. Sie pflegte ihn sehr häufig durch ihre tiefen Seufzer in Erstaunen zu setzen, und so war es Freese nicht zu verdenken, daß er schließlich annahm, diese melancholischen Töne könnten am Ende seiner stattlichen Persönlichkeit gelten.

Freese war ein Mann der That, und nach einem guten Abendessen war er am unternehmendsten. So bat er denn heute um die Erlaubnis, Ida nach der Dampferstation entgegengehen zu dürfen; er hatte sich vorgenommen, heute die Sache glatt zu machen.

Wittich lachte, als er fort war. Er stellte sich im Geiste die Werbung vor und fürchtete für den armen Arthur. Im übrigen wäre er froh gewesen, herzlich froh, wenn etwas daraus geworden wäre. Ida beunruhigte ihn mit ihrem seltsamen Gebaren; und doch wußte er nicht, wie er wieder alles in Ordnung bringen solle. Halb ahnte er, daß er selbst die Schuld trage; und doch konnte er sich auch unsäglich blamieren, wenn er davon anfing, und sie ihn dann einfach auslachte. Geradezu eine Last wäre ihm vom Herzen genommen worden, wenn Ida aus dem Hause gekommen wäre. Mit ihren vorwurfsvollen, vielsagenden Augen, ihren Seufzern ärgerte sie ihn wirklich aufs höchste. —

Freese kam gerade am Landungsplatze der Dampfer an, als das Schiff von Koblenz anlegte*). Ida freute

*) Siehe das Titelbild.

sich, ihn zu sehen. Es war sehr nett bei ihrer Freundin gewesen, und sie hatte sich ausgezeichnet amüsiert. Sie lachte und scherzte so lebhaft, daß der junge Mann förmlich sprachlos vor Ueberraschung wurde. Ida war heute eine ganz andere als sonst.

Er betrachtete sie mit so leidenschaftlichen Blicken, daß Ida es endlich bemerkte und verlegen wurde. Der Mond stand voll am Himmel, und sein Licht ließ den Weg wie einen Silberstreifen erscheinen. Nachtigallengesang tönte aus den Gebüschen seitwärts, Blütenduft durchdrang die Luft.

Arthur Freese bemerkte dies alles mit großem Vergnügen, obwohl er persönlich kein Naturschwärmer war. Aber auf Idas Stimmung mußte dergleichen doch sicher günstig wirken. Er hoffte, sie würde nun baldigst sentimental werden, und dann konnte er „losgehen", wie er in seiner burschikosen Art dachte.

Er begann von seiner Mutter zu erzählen, und da das der einzige Punkt war, wo sein juristisches Herz weich wurde, so fand er Töne, die Ida rührten.

Nun wäre es Zeit gewesen, „loszugehen", aber er fand, daß die Sache doch sehr schwierig sei. Das Herz begann ihm zu klopfen, und seine Stimme zitterte, als er davon sprach, daß er außer seiner Mutter nur noch ein Wesen kenne, welches er wahr und aufrichtig liebe, daß dieses Wesen ein schlankes, blondes Mädchen mit großen, schwärmerischen Augen sei, und daß er lieber den fettesten Prozeß verlieren möchte, als diesen Engel nicht zur Frau zu bekommen.

Nun war's heraus, und er glaubte, das Schlimmste überstanden zu haben. Aber siehe da, was war das? Ida blieb plötzlich stehen und begann bitterlich zu schluchzen. Auch als Freese sie in seine Arme nahm und die Sache durch einen innigen Kuß gut zu machen versuchte, hörte sie nicht auf, sondern fing im Gegenteil erst recht an.

Der junge Jurist fühlte sich vollkommen hilflos. Er war bis jetzt der Meinung gewesen, junge Mädchen weinten nur, wenn man sie sitzen lasse, nicht aber, wenn man sie heiraten wolle.

„Was ist Ihnen, Ida?“ sagte er. „Sind Sie so betrübt, weil Sie gedenken, mir einen Korb zu geben? Thun Sie das nicht, Teuerste! Ich liebe Sie sehr. Gefalle ich Ihnen vielleicht nicht? Bis jetzt habe ich überall für einen guten Jungen gegolten. Ida, sprechen Sie, wollen Sie mich haben?“

„Das ist ja ganz Nebensache,“ murmelte sie.

„O, das finde ich nun nicht,“ meinte Arthur Freese trocken. „Mir ist das die Hauptsache.“

„Morgen — morgen sollen Sie Antwort haben. Bitte, bitte, quälen Sie mich jetzt nicht mehr!“

Was sollte Arthur machen? Sie bat so rührend, und die Thränen auf ihren zarten Wangen glitzerten im Mondenscheine wie Tautropfen auf einer weißen Rose. Er hatte diesen poetischen Vergleich ganz aus sich heraus, und er kam sich vor wie ein Dichter. Er lief, in solche Gedanken versunken, immer mit dem Wunsch kämpfend, die Tautropfen wegzuküssen, neben der leichtfüßigen Ida her, bis sie endlich schweigend, erhitzt und verstört zu Hause ankamen.

Arthur empfahl sich nun sofort bei dem Ehepaar Wittich mit einer Miene, die beiden keinen Zweifel ließ, daß die Sache zum Klappen gekommen sei. —

Am anderen Morgen, als Wittich sich eben aufs Gericht begeben wollte, überreichte ihm das Hausmädchen einen Brief von Ida. Er kehrte wieder um, ging in sein Arbeitszimmer zurück und öffnete ihn. Das Schreiben lautete:

„Arthur Freese hat gestern abend um mich angehalten. Ein Weib darf mit keinem Geheimnis im Herzen in die

Ehe treten. Tausendmal habe ich es gelesen und gehört. Du begreifst also, was Dir zu thun die Pflicht gebietet. Du mußt morgen Arthur alles sagen! Er muß wissen, daß meine Lippen nicht mehr rein, daß seine Küsse nicht meine ersten sind. Will er mich trotzdem noch sein Weib nennen, so bin ich die Seine. Ida.

P. S. Glaube nicht, mich hintergehen zu können, ich werde ihn fragen."

Wittich lachte Thränen, als er den Brief gelesen hatte, faltete ihn dann zusammen, schloß ihn als wertvolles Dokument in seinen eisernen Geldschrank und machte sich endlich in der heitersten Stimmung auf den Weg nach seinem Bureau in der Stadt.

Gegen Abend kam er wie gewöhnlich zur gemeinschaftlichen Mahlzeit nach Hause. Ida trat ihm im Flur entgegen.

„Herr Freese erwartet dich in deinem Zimmer," sagte sie langsam, Wittich bedeutungsvoll in die Augen schauend. „Ich habe ihm gesagt, daß du ihm etwas Wichtiges, mich Betreffendes mitzuteilen habest, und daß davon alles abhänge."

„Wie alt bist du denn eigentlich, Ida?" fragte Wittich ironisch.

„Siebzehn. Warum?"

„Irrst du dich auch nicht? Ich glaube, du bist jünger," sagte Wittich im Fortgehen und ohne sie weiter eines Blickes zu würdigen. Er ärgerte sich ernstlich, daß er nun durch Idas Plaudern gezwungen war, dem Kollegen die alberne Sache zu erzählen. Eifersüchtigen Liebhabern ist in solchen Dingen nicht zu trauen, es konnte leicht sein, daß die an sich so harmlose Sache, bei dieser Gelegenheit erzählt, falsch aufgefaßt wurde und an Bedeutung gewann.

Im Zimmer des Kollegen wartete Freese in fieberhafter Spannung. Er hatte sich genau überlegt, was er bei

dieser im Leben eines Menschen so selten vorkommenden wichtigen Gelegenheit sagen wollte, aber nun hatte er die Hälfte wieder vergessen.

Als Wittich eintrat, stand er auf, begrüßte ihn und begann feierlich: „Verehrter Herr Kollege, ich bin gekommen — ich erlaube mir, eine große Bitte — das heißt eine Frage an Sie zu richten!"

„Ja, ja," wehrte ihm Wittich mit einer ungeduldigen Handbewegung ab, „ich weiß schon. Idas wegen. Das dumme Mädel — das heißt, das thörichte Kind... Sie ist ganz närrisch, die Kleine!"

Arthur Freese erschrak. „Erlauben Sie," fiel er ein, „soll das heißen, sie sei närrisch, weil sie mich will?"

„Unsinn! Aber sie hat Raupen im Kopf, der Kindskopf."

„O, ich muß doch in Fräulein Idas Namen opponieren," sagte Freese empfindlich. „Sie hat mir zu verstehen gegeben, daß von dem, was Sie mir sagen werden, mein Glück abhänge. Bis jetzt konnte ich aus Ihren Worten nur entnehmen, daß Sie meiner Werbung abgeneigt sind. Oder wollen Sie im Ernst behaupten, daß das reizende Mädchen nicht völlig zurechnungsfähig sei?"

„Nein, nein, warum nicht gar! Aber sie ist — sie hat —"

Wittich stockte und wandte sich von dem Besucher ab. Wie zum Kuckuck sollte er den Unsinn sagen? War es nicht thöricht, überhaupt etwas zu sagen? Wie sollte er es erklären?... Ich habe einmal meine Schwägerin im Dunkeln aus Versehen geküßt, etwas lebhaft geküßt, und das betrachtet sie nun als eine Entweihung... So ging's vielleicht. Aber dieser Freese würde am Ende die Sache ebenfalls ernst nehmen und ihn fragen, warum er den Irrtum nicht gleich aufgeklärt habe. Oder er glaubte ihm nicht, daß es ein Versehen gewesen sei, er bildete sich am

Ende ein, wie die alberne Ida, er, Wittich, sei in seine Schwägerin verliebt. Dann hatte der verwandtschaftliche Verkehr von vornherein einen Stoß erlitten, denn Freese würde eifersüchtige Einbildungen haben.

Nein, es durfte nicht sein, durfte nicht besprochen werden! Schließlich erfuhr es noch Luzie, na, und dann war das Verbrechen fix und fertig. Ein Kuß einer anderen gegeben — o, Wittich war nicht umsonst Jurist und Frauenkenner. Er wußte, was es hieß — eine Kette von belastenden Umständen, und dazu weiblicher Argwohn und Wahn. Nein, es wurde nichts gesagt!

Der Werber stand und wartete. Er wagte nichts zu sagen, denn er sah wohl, daß Wittich, der ganz geistesabwesend vor sich hin starrte, in tiefe Gedanken versunken war. Endlich würde er ja doch wieder zu sich kommen.

Und dem war auch so. Nachdem Wittich seinen Entschluß gefaßt hatte, wurde er plötzlich sehr liebenswürdig. Er eilte auf Freese zu, drückte ihn auf einen Sessel und setzte sich zu ihm.

„Verzeihen Sie, teuerster Freund," sagte er lebhaft, „ich bin unartig gewesen, ich weiß es wohl. Aber Sie müssen wissen, daß ich augenblicklich einen schwierigen Fall habe, der mich ganz kopfverdreht macht. Doch nun, liebster Freund, zu Ihnen. Sie sind gekommen, um Ida zu werben, Sie lieben das gute Mädchen. Sie sollen sie bekommen, Sie gefallen uns allen. Wir haben dergleichen geahnt und es bereits besprochen. Ich sage als Vormund und Schwager in meinem Namen und im Namen meiner Frau ja. Mögt ihr glücklich werden."

„Ich danke Ihnen herzlich," rief Freese warm. „Aber Ida sprach von einer sie betreffenden Sache, von welcher alles abhinge."

„Ganz recht, ganz recht! Das Mädchen ist so vernünftig, sie denkt an alles. Es handelt sich um die Vermögensfrage."



Als sie ihn erblickte, wurde sie dunkelrot. (S. 98)

Freese lachte. „Ach so,“ rief er erfreut, „das ist's? Nun, ich denke gar nicht an Geld, ich will nur Ida, nur sie ganz allein!“

Wittich machte ein sehr ernstes Gesicht. „Sehen Sie, Teuerster, das ist der Punkt, von dem Ida gesprochen hat. Es geht nicht, daß Sie Ida allein erhalten. Es ist da ein Vermögen, welches Ida von ihrer Großmutter ererbt hat. Wenn Sie nun eigensinnig sind, muß ich zu meinem Bedauern nein sagen. Ohne das Vermögen können Sie Ida nicht bekommen.“

„Aber ich bitte,“ rief Freese, „ich bitte, das soll natürlich kein Hindernis sein, im Gegenteil! Ich danke Ihnen!“

Die beiden Kollegen schüttelten sich die Hände auf das lebhafteste.

„Und nun zu Ida, wenn Sie erlauben,“ sagte Freese.

„Jawohl, gehen Sie nur,“ erwiderte Wittich, „sagen Sie ihr einfach, Sie wüßten alles. Und machen Sie, wenn möglich, keine Dummheiten.“

Freese ging, über Wittichs rätselhafte Bemerkung nachsinnend, hinüber in das Besuchszimmer. Dort traf er Ida. Sie hatte ein weißes Kleid an und sah aus wie ein Engel. Als sie ihn erblickte, wurde sie dunkelrot.

„Ida,“ sagte Freese, „Ida!“ Weiter fiel ihm nichts ein, und so nahm er Zuflucht zu einer Umarmung.

„Hat er Ihnen alles gesagt?“ murmelte das junge Mädchen, ihr Gesicht an seinen neuen schwarzen Besuchsrock drückend.

„Ja, Geliebte, er hat mir alles gesagt!“

„Und Sie lieben mich dennoch? Wollen mich trotz des Vergangenen heiraten?!“

„Aber Ida, welche Frage!“ Der glückliche Bräutigam hätte beinahe „erst recht“ gesagt und verlor einen Augenblick darüber die Fassung.

„Werden Sie es mir nie vorwerfen, Arthur?“

„Vorwerfen? Nein, gewiß nicht!“ erwiderte Freese erstaunt. So romantisch und über das Materielle erhaben hatte er sich die jungen Mädchen doch nicht vorgestellt. „Nein, gewiß nicht,“ wiederholte er, „das ist nun abgethan. Wittich und ich haben es besprochen, und nun ist es erledigt. Nun kein Wort mehr davon, Liebste, ich bitte dich. Ach, Ida, ich liebe dich ja so sehr!“

„Und ich dich erst!“

— — — — — — — — — — — —

Als sie schon eine lange, lange Zeit verheiratet waren, Frau Freese trug schon einen kleinen Arthur auf dem Arm, kamen sie eines Tages auf ihre Verlobung zu sprechen.

„Sage mir doch, Arthur,“ sagte Ida, welche indes die Bedeutung eines Kusses etwas geringer schätzen gelernt hatte, „was hat dir Wittich eigentlich gesagt, als du um mich anhieltest?“

„Er teilte mir mit, daß du ein selbständiges Vermögen von deiner Großmutter habest.“

„Sonst nichts?“

„Nein, sonst nichts. Wie kindisch warst du doch damals, daß du fürchtetest, ich werde dich deshalb nicht nehmen!“

„Jawohl, wie kindisch war ich!“ sagte Ida. Sie hielt es jetzt nicht mehr für nötig, noch mehr hinzuzufügen.

Streifzüge durch Deutschlands größte Kolonie.

Bilder aus Deutsch-Ostafrika.

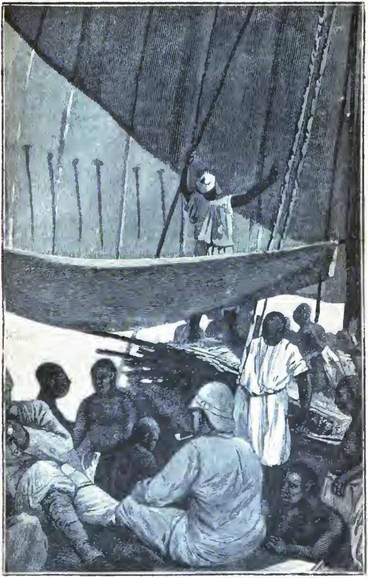
Von

Georg Hellbrunn.

Mit 11 Illustrationen.

Plätschernd schlagen die Meereswellen gegen den Bug der Dhau, die sich mit ihren Passagieren langsam der deutsch-ostafrikanischen Küste nähert. Die Hauptorte von Deutschlands größter und wichtigster Kolonie liegen sämtlich an der Küste: Dar es Salaam, der Sitz des Gouverneurs, wo Oberst, jetzt General Liebert als Wißmanns Nachfolger am 20. Januar 1897 eingetroffen ist und sofort die Verwaltungsgeschäfte übernommen hat; Tanga mit vortrefflichem Hafen; Pangani in dem sumpfigen Schwemmlande des gleichnamigen Flusses; Saadani an der Mündung des Wami, Sansibar gegenüber; Bagamoyo, der größte Handelsplatz und wichtigste Ausgangspunkt der Karawanen nach dem Inneren; Kilwa-Kiwindje, Lindi und Mikindani.

Wenn auch die Dampfer der Deutsch-Ostafrika-Linie und die Regierungsdampfer einen regelmäßigen Verkehr unterhalten, so bleibt der Küstenverkehr doch vorwiegend auf die arabischen Dhaus angewiesen. Eine solche Dhau (Dau, Dhow) hat je nach der Größe einen bis drei kurze



Die Fahrt auf einer Dhau.

Masten, an denen lateinische Segel, gewöhnlich je eins, gesetzt werden. Die kleineren Dhaus sind offen, größere halb oder ganz gedeckt; bei den letzteren diente der Schiffsraum früher zum Sklaventransport. Seitdem das Deutsche Reich die Schutzherrschaft übernommen hat, wird die Sklaverei überhaupt nur noch als beschränkte Haussklaverei geduldet, der Freikauf aber auf jede Weise begünstigt. Sklavenhandel und Sklavenraub werden im Küstengebiet mit aller Energie unterdrückt und im Inneren nach Möglichkeit verhindert. Wenn aber trotzdem an der Küste im geheimen der Sklavenhandel noch immer fortbesteht, so liegt das einzig und allein daran, daß England, welches bekanntlich die Schutzherrschaft in Sansibar besitzt, es unterläßt, mit der nötigen Entschiedenheit gegen die Sklaveneinfuhr nach dorthin und nach Pemba einzuschreiten.

Nach diesen Punkten werden nämlich die Opfer jenes geheimen Handels von der deutsch-ostafrikanischen Küste in kleinen Booten verschifft und entgehen auf diese Weise leicht der Entdeckung der Behörden. Nur wenn England in der vorhin angedeuteten Weise vorginge, würde der Sklavenmarkt bald ganz geschlossen werden und dann das Verschleppen von Sklaven von selbst aufhören. Auf die Anschuldigung eines englischen Blattes, die deutsche Kolonialregierung begünstige den Handel mit indischen Kulis, bilden folgende Sätze in einem Bericht des früheren britischen Botschafters in Berlin, Sir Edw. Malet, über unsere Kolonialverwaltung die schlagendste Antwort: „Von den deutschen Behörden werden ununterbrochen Anstrengungen gemacht, um die letzten Ueberbleibsel des Sklavenhandels zu unterdrücken. In Tanga allein wurden 154 Freilassungsbriefe (für Sklaven) garantiert; in Saadani 132, in Dar es Salaam 24 und in Kilwa 200. Die Freigelassenen wurden zum größten Teil bei der Bahn und auf den Pflanzungen beschäftigt. Man sieht daraus, es



Eine Landung an der deutsch-ostafrikanischen Küste.

liegt nicht an Deutschland, sondern bei weitem mehr an England, wenn der Sklavenhandel in Afrika noch immer fortbesteht."

Man wird also gegenwärtig an Bord einer Dhau keine menschliche „Ware" mehr, sondern im Schiffsraum nur noch wirkliches Frachtgut antreffen. Die auf Deck sich aufhaltenden Passagiere dieser schwerfälligen Fahrzeuge, die bei Windstille durch große Ruder vorwärts bewegt werden, sind teils Schwarze, teils arabische oder indische Kaufleute, aber nicht selten bemerkt man auch euopäische Reisende unter ihnen. So machte vor einiger Zeit der Maler R. Hellgrewe, nach dessen Skizzen die Illustrationen dieses Artikels angefertigt wurden, verschiedene Fahrten längs der Küste auf solche Weise.

Eine davon ging von Sansibar nach jenem Punkte der Küste, wo der Weg nach dem im Inneren belegenen Quindokaniani mündet, und wenn sie auch bei prächtigem Wetter recht günstig verlief, so war der Künstler doch froh, als der Aufenthalt auf dem elenden Fahrzeug sein Ende erreichte. Noch aber schien die Landung ziemliche Schwierigkeiten zu bieten. Bereits war die Nacht, mit der in den Tropengebieten stets wahrzunehmenden Schnelligkeit, fast ohne Dämmerung hereingebrochen, als die Dhau die Küste anlief. Sie mußte jedoch, noch etwa dreihundert Schritt vom Lande entfernt, Anker werfen, da der Strand dort sehr flach ist, und der Gedanke, diese Entfernung in der Dunkelheit zu durchwaten, hatte nichts Verführerisches.

„Dessenungeachtet zog ich doch vor," erzählt Hellgrewe, „mich lieber der Gefahr eines kalten Bades oder gar des Ertrinkens auszusetzen, als die Nacht auf dem schrecklichen Wasserkasten zuzubringen, und ich bereitete mich todesmutig vor, in das schwarze Naß hinabzutauchen. Ehe ich jedoch meinen heldenmütigen Entschluß ausführen konnte, kam mir eine unerwartete Hilfe. Ein anfangs undefinierbares

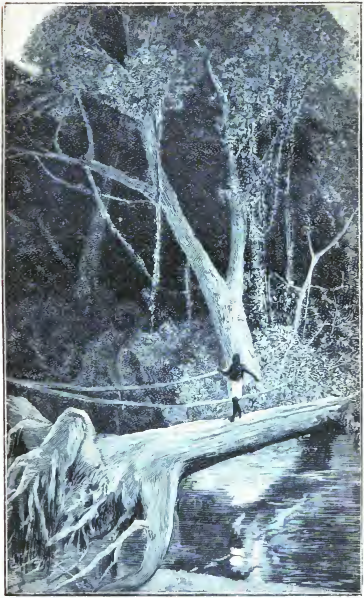


Der Maler in Thätigkeit.

Ungetüm schwamm an die Dhau heran, das ich zuerst für einen Haifisch oder etwas Aehnliches hielt, das sich aber bald als ein sogenannter „Einbaum" entpuppte. Es war ein ausgehöhlter Baumstamm, den ein Neger mir für einen sehr geringen Preis zur Verfügung stellte. Voll Zittern und Zagen bestieg ich das wackelige Ding, und krampfhaft hielt ich mich an den Bordseiten fest, als es durch die rauschende Brandung ans Ufer gezogen wurde.

Hier ließ ich mich in aller Behaglichkeit nieder, während die Suaheli das Gepäck landeten, und hatte Muße, die Genüsse einer Tropennacht zu durchkosten. Blauschwarz lag die weite Flut vor mir, beleuchtet von den Strahlen des Vollmondes, während die weißen Flocken der schäumenden Brandungswellen, in einem unheimlichen Lichte glitzernd, meine Füße umspülten. Im Hintergrunde hob sich der tiefschwarze Rumpf der Dhau gespensterhaft vom Horizonte ab, während mir zur Seite die Formen der stolzen Palme aus dem Schatten hervortraten. Tausende und aber Tausende von Leuchtkäfern durchschwirrten die Luft, und in der Ferne ertönte der melancholische Gesang der arbeitenden Neger, sowie das eigentümliche Geschrei von umherstreifenden Nachtvögeln."

Gleich am nächsten Tage zog der Maler mit einer kleinen Karawane der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft auf der Straße über Nduni ins Innere. Wenn von „Straßen" in Ostafrika die Rede ist, so muß man sich darunter keine solche in unserem Sinne vorstellen. Breite, zum Fahren geeignete Wege giebt es nicht, sondern jene Straßen sind nichts anderes, als schmale, kaum erkennbare Fußpfade, die etwa einen Fuß breit sind, und auf denen nun die Leute der Karawane und die mit Lasten beladenen eingeborenen Träger im Gänsemarsch hintereinander herziehen. Dabei führen diese Pfade nicht in gerader Linie vorwärts, sondern meist in fortwährenden Krümmungen,



Eine Naturbrücke auf dem Wege nach Quindokaniani.

wodurch sie stark verlängert werden und sehr ermüdend wirken. Die große Karawanenstraße von Bagamoyo ins



Bananen auf dem Wege nach Quindokaniani.

Innere ist im allgemeinen gangbarer als die übrigen Wege, weil der Verkehr auf ihr weitaus der lebhafteste ist.

Ein gewöhnlicher Durchschnittsmarsch wird morgens



Auf der Quaggajagd.

zwischen 5 und 6 Uhr angetreten und endigt schon gegen Mittag. Es muß die Aufgabe der deutschen Verwaltung sein, fahrbare Straßen herzustellen und einen Wagenverkehr auf ihnen an Stelle des Karawanenverkehrs zu schaffen. Bekanntlich ist mit der Herstellung von Eisenbahnlinien bereits begonnen worden. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft hat eine schmalspurige Bahn von Tanga 40 Kilometer weit fertiggestellt und die Tracierung vorläufig bis Korogwe am Pangani weitergeführt. Diese Usambaralinie soll nach ihrer Vollendung das Kilima-Ndscharogebiet erschließen. Außerdem sind die Vorarbeiten für den Bau einer Bahn von Dar es Salaam nach Bagamoyo im Gange.

In Dar es Salaam ist auch ein kaiserliches Postamt eingerichtet, dem die Postagenturen in Bagamoyo, Tanga, Lindi, Saadani, Pangani und Kilwa unterstellt sind. Telegraphenstationen befinden sich außer in Dar es Salaam in Bagamoyo und Saadani; die beiden ersteren sind durch unterseeische Kabel sowohl untereinander wie mit der Insel Sansibar verbunden. Saadani ist an Bagamoyo mittels einer oberirdischen Leitung angeschlossen. Es macht einen eigentümlichen Eindruck, wenn die Reisenden mitten in der Steppe einer solchen Reichspost begegnen. Meist sind es Suahelis, die mit schwarz-weiß-roten Schärpen angethan sind und den deutschen Reichsadler auf der Brust tragen. In verschlossenen Mappen bringen sie die Briefschaften von den Stationen zur Küste und umgekehrt.

Es war ein wunderschöner Morgen, als Hellgrewe mit der Karawane die Küste verließ, um dem fernen Gebirge zuzumarschieren. Hinter ihnen erglänzte das Meer in der Farbenpracht der Tropen; zu den Füßen der Wanderer dufteten buntschimmernde Blumen, und um sie her flogen Schmetterlinge und Käfer von nie gesehener Größe und Gestalt. Die Luft war warm und von seltener Klarheit,



„Herr, Herr, ein Löwe!"

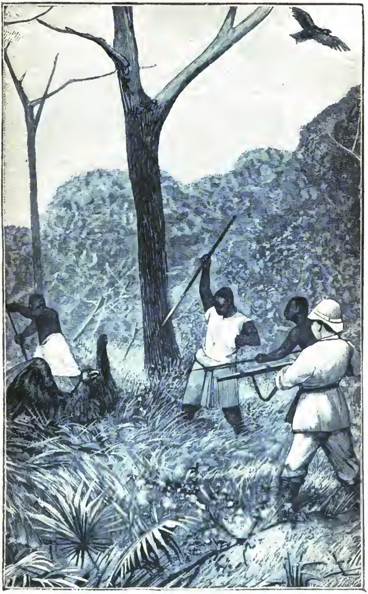
so daß selbst weit entfernte Gegenstände deutlich zu erkennen waren.

Im allgemeinen zeigt das Land einen scharfen Wechsel. Es wird durch eine geschlossene Kette von Gebirgszügen, die einen Teil des großen ostafrikanischen Randgebirges bilden, meridional in zwei ungleiche Hälften geschieden: das niedrige, schmale, sich im Süden verbreiternde Küstengebiet und das hochgelegene weite Binnenland, das im Norden und Westen an drei mächtige Seeflächen grenzt. Das ganze Küstengebiet ist wasserreich, und nur in den heißesten Monaten trocknen dort die kleineren Bäche aus. Der Gebirgskette entspringen fünf Hauptströme mit vielen Nebenflüssen, um sich ins Meer zu ergießen: der Pangani oder Ruvu, der Wami oder Mukondokwa, der Kingani oder Rufu, der Rufiji und der Rovuma. Auf größeren Strecken sind sie jedoch der zahlreichen Stromschnellen wegen nicht schiffbar.

Die Vegetation ist in den Küstengebieten überaus üppig und ganz tropisch, weiter nach dem Inneren zu folgen dichte Waldungen von Tamarinden, Mangobäumen, Flaschenbäumen u. s. w. Ganz Deutsch-Ostafrika enthält vorwiegend Savannenland, entweder kultivierbares oder mit dichtem Gehölz bestandenes, auch mit dornigen Dschangeln bedecktes. Größere Moräste und vollständig unfruchtbare, steinige Flächen kommen nur vereinzelt vor.

Hellgrewe ließ an den Punkten, wo Halt gemacht wurde, Pinsel und Stift selten ruhen. Bald schlug er seine Staffelei unter Palmen auf, um ein wirkungsvolles Landschaftsbild festzuhalten, bald zeichnete er eine aus einem Baumriesen, der quer über einen Wasserlauf gefallen war, bestehende Naturbrücke, oder eine Gruppe hoher, üppiger Bananen.

Zunächst ging der Weg durch ein Gebiet, das fast großartig aussah: weite Wiesenflächen, in Zwischenräumen



Auf der Adlerjagd.

mit Waldungen bestanden. Als die Karawane am ersten Tage aus einer solchen Waldung heraustrat, überraschte man eine dicht davor in der Ebene weidende Quaggaherde, die alsbald schleunigst davonsprengte. Es wurden einige Schüsse hinter den flinken Tieren hergeschickt, die aber ohne Wirkung blieben. Ueberhaupt ist die Tierwelt Deutsch-Ostafrikas eine ungemein reiche. Von Raubtieren finden sich vereinzelt Löwen, dann häufig Leoparden, Hyänen und Schakale und in den Flüssen Krokodile. Massenhaft treten ferner Flußpferde, Nashörner, Büffel, Giraffen, Antilopen, Zebras, wilde Esel u. s. w. auf. Die Elefantenherden haben sich mehr und mehr nach der Westseite des Albert-Edwardsees und des Tanganjika zurückgezogen.

In der Nähe des Dorfes Mbusine kam plötzlich der Kirongosi oder Anführer der schwarzen Träger der Karawane mit den Worten herangestürzt: „Bana, bana, simba!“ (Herr, Herr, ein Löwe!) Die Neger flohen erschreckt auseinander, während die Weißen zu den Waffen griffen. Alsbald ertönte auch als Bestätigung der Nachricht ein dumpfes Brüllen, und man sah in einer gewissen Entfernung sich das Gras auf der Ebene bewegen. Der „Fürst der Wildnis“ traute sich jedoch nicht näher heran, wie denn überhaupt in diesen wildreichen Gebieten der Angriff eines Löwen auf Menschen selten vorkommt.

Zu den gewöhnlichsten Raubvögeln der Steppe, die durch ihre Ansammlung stets von weitem schon die Stelle eines gefallenen Tieres anzeigen, gehören Aasgeier, Raben, Bussarde und Milane, ferner der gravitätische Marabu, der seiner schönen Schwanzfedern halber viel verfolgt wird. Von einem Mitglied der Karawane wurde ein ausnehmend großer Adler von einem Baum heruntergeschossen. Das mächtige Tier war augenscheinlich schwer verwundet, schlug aber dennoch so wild mit den gewaltigen Flügeln um sich und wehrte sich so energisch, daß die Schwarzen mit ihren



Ein Baumriese.

Spießen nichts ausrichten konnten und erst ein zweiter Schuß aus nächster Nähe ihm den Rest geben mußte.

Als beste Jagdwaffe hat sich das kleinkaliberige Armeegewehr bewährt, dessen gewaltige Tragweite Schüsse auf große Entfernungen ermöglicht. Dies ist von besonderer Wichtigkeit, da das vorzüglich äugende und sichernde Wild sehr selten den Jäger nahe herankommen läßt. Wer außerdem noch eine Schrotflinte für Vögel mit sich führt, dürfte für afrikanische Jagden genügend ausgerüstet sein. Uebrigens ist neuerdings von seiten der Kolonialregierung eine Verordnung erlassen worden, um der bereits drohenden Ausrottung des Wildbestandes vorzubeugen. Es muß danach jeder Jäger einen jährlichen Erlaubnisschein lösen, für den fünf bis fünfhundert Rubien zu zahlen sind; die Eingeborenen haben gewöhnlich fünf Rubien zu erlegen, während der angegebene Höchstbetrag von den Elefanten- und Rhinozerosjägern, sowie von Mitgliedern der Sportexpeditionen ins Innere erhoben wird. Soweit jedoch die Jagd als Nahrungserwerb betrieben wird oder sich gegen Wild wendet, das auf Kulturpflanzungen angetroffen wird, ist keine Erlaubnis nötig, ebensowenig für das Erlegen von Raubtieren, Affen, Wildschweinen, Reptilien und sämtlichen Vögeln, ausgenommen Kraniche und Strauße.

Mit Genugthuung ist auch der Plan zur Anlage besonderer Wildgehege zu begrüßen, innerhalb deren nur mit besonderer Erlaubnis des Gouverneurs geschossen werden darf. An dieser Maßregel hat zumal die Wissenschaft ein Interesse, da auf solche Weise Tiere erhalten werden können, die vom Aussterben bedroht sind. Ferner ist den Stationsbehörden aufgegeben worden, ihre Aufmerksamkeit der Zähmung des Zebras und seiner Kreuzung mit Eseln und Pferden zuzuwenden, desgleichen der von Straußen und Hyänenhunden, letztere sollen versuchsweise mit europäischer Zucht zusammengebracht werden.



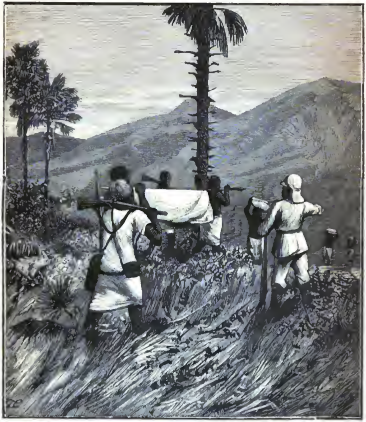
Landschaft am Bussini.

Bei dem Marsche der Karawane durch die Steppe fielen besonders auch die vereinzelt aus der Ebene emporragenden Bäume auf, die meist ganz kahl waren, und unter denen sich wahre Baumriesen befanden. Einen anziehenden Gegensatz zur Einförmigkeit dieser Steppe bildete die abwechslungsreiche Landschaft am Bussini; hier ergriff das Fieber eines der Mitglieder der Expedition, so daß man genötigt war, ihn mittels einer Sänfte bis zur nächsten Station zu schaffen. Im allgemeinen sind ja bekanntlich die Gesundheitsverhältnisse in Deutsch-Ostafrika für die Europäer sehr ungünstige. Die Malaria herrscht an der Küste wie im Binnenland, am wenigsten noch auf den Höhen von Usambara und im Dschaggaland. Auch die unter dem Namen Schwarzwasserfieber bekannten schweren Formen der Malariaerkrankung werden nicht allzu selten beobachtet. Unter den Krankheiten des Nervensystems ist in erster Linie die Neurasthenie zu nennen. In einzelnen Küstenorten, wie in Kilwa und Lindi, tritt jedoch infolge der zweckmäßigen Anlage der Wohnräume eine Besserung der Gesundheitsverhältnisse zu Tage. Die Anzahl der Europäer in der Kolonie, die ein Areal von 941,100 Quadratkilometer umfaßt, also fast doppelt so groß wie das Deutsche Reich ist, beläuft sich auf beinahe tausend.

Die europäischen Plantagenunternehmer sind bis jetzt vornehmlich auf den Bezirk von Tanga beschränkt geblieben, wo etwa 21 Pflanzungen von Kaffee, Tabak und Kokospalmen vorhanden sind; die übrigen befinden sich im Bezirk Pangani und einige im Süden. Neuerdings scheint die Nachfrage nach Land, das sich für den Plantagenbau eignet, jedoch eine regere zu werden. Auch die Arbeiterfrage gestaltet sich günstiger, nachdem es gelungen ist, Wanyanwesi und Wasukama aus dem Inneren heranzuziehen.

Die Anzahl der eingeborenen Bevölkerung beläuft sich

auf nahezu drei Millionen. An der Küste findet man Araber und Inder als Kaufleute, Karawanenführer und Plantagenbesitzer, ferner Suaheli und als die eigentliche



Transport eines am Malariafieber Erkrankten.

Arbeitermasse Wamrima. Die ursprünglichen Bewohner des ganzen Gebietes sind ackerbautreibende Bantuneger, die das übrige Festland bis tief in das Innere hinein bewohnen. Aus ihrer Vermischung mit eingewanderten Arabern ist das Volk der Suaheli hervorgegangen, dessen

Sprache, das Kisuaheli, die hauptsächlichste Handelssprache geworden ist. Im Süden und Norden wohnen kriegerische Nomadenvölker, welche durch ihre Kriegszüge wiederholt der Ordnung in dem deutschen Schutzgebiet gefährlich geworden sind. Es sind das im Süden namentlich die Mafiti und Wahehe und im Norden die das Kilima-Ndscharogebiet bewohnenden Massai.

Deutsch-Ostafrika ist vorwiegend Handelskolonie und liefert vor allem Elfenbein, Kautschuk, Kopal, Reis, Sesam, Zucker, Kaffee und Tabak. Es besitzt sehr reiche Hilfsquellen, doch wird es harter und andauernder Arbeit bedürfen, um sie für das Mutterland nutzbar zu machen.

Die Zivil- und Militärverwaltung liegt in den Händen des kaiserlichen Gouverneurs. General Liebert, der Nachfolger Wißmanns, wird, nachdem das Schutzgebiet im wesentlichen jetzt beruhigt ist, seine Hauptaufgabe nicht in militärischen Erfolgen, sondern vorwiegend in der wirtschaftlichen Erschließung des Landes und in der Förderung aller wirtschaftlichen Unternehmungen zu suchen haben.

Das falsche Glück.

Novelle von **Anna Vogel v. Spielberg.**

1.

(Nachdruck verboten.)

Eine elende Mähre war vor die altmodische Landkutsche gespannt, darin Matthias Sellmann von dem Bahnhof der niederösterreichischen Landstadt dem heimatlichen Dorfe zufuhr. Als tüchtiger Fußgänger hätte er den Weg in einer guten Stunde zurückgelegt; der altersschwache Gaul brauchte nicht viel weniger Zeit dazu. Mühsam setzte er die steifen Beine in Bewegung; mühselig zog er den Wagen hinten nach; trübselig ließ er in der warmen Maiensonne den Kopf hängen.

Die schattenlose Landstraße — in großen Zwischenräumen mit italienischen Pappeln besetzt — befand sich in einem jämmerlichen Zustand, und miserabel war das Fahren über diesen holperigen Weg in dem schlecht gefederten Wagen. Ein Fahren, dem das Zufußgehen durchaus vorzuziehen gewesen wäre; aber ein junger Baumeister aus Wien kommt nicht gleich einem Handwerksburschen zu Fuß in die Heimat.

Baumeister! In bitterer Selbstverhöhnung verzog der Ankömmling den von einem braunen Spitzbarte umrahmten

Mund. Er hatte nur den Titel, nicht das Amt dazu, und plagte sich nun schon drei Jahre als Angestellter eines aus den geringsten Anfängen emporgekommenen Werkmeisters ab, entwarf für ihn die Pläne, die dem anderen Ansehen und Geld eintrugen, wofür er mit einem bescheidenen Gehalte abgefertigt wurde. Was hatte er sich bemüht, einen selbständigen Bauauftrag zu bekommen! Alles umsonst. Das Glück war ihm nicht hold, das Schicksal zwang ihn, mit seinen Fähigkeiten für einen anderen, der ihn nicht aufkommen ließ, zu fronen.

Das war ihm schließlich unerträglich geworden. Eine schlaflose Nacht gebar in ihm einen verzweifelten Entschluß, er nahm für einige Tage dringenden Urlaub und fuhr heim, um mit der Vroni Trieschitz ins reine zu kommen.

Das Mädchen hatte auf eine Mitgift von zehntausend Gulden zu rechnen, war zudem die Hübscheste in weitem Umkreis und ihm von klein auf gut gewesen, wie er ihr. Besondere Liebe freilich empfand er nicht für sie, hätte auch im Vorjahre, als er zum letztenmal daheim gewesen, nicht daran gedacht, sich um die Tochter des Dorfbäckers ernstlich zu bewerben, so gut er sie auch leiden mochte.

Damals war er noch viel gleichmütiger gewesen als jetzt, wo ihn die heiße Ungeduld nach Unabhängigkeit verzehrte. Da war ihm trotz der jeweiligen Verliebtheit, die bei Vronis Anblick in ihm aufwallte, der Sinn nur danach gestanden, eine Wienerin aus gutem und vermögendem Hause zur Frau zu nehmen. Allein die jungen Damen, die seinen Wünschen entsprochen hätten, waren wieder zu anspruchsvoll, als daß sie einen jungen Mann, der ihnen noch keine Stellung zu bieten hatte, zur Werbung ermuntert oder gar dieselbe angenommen hätten. So war er lange schon in seinen Hoffnungen herabgestimmt und in einer mutlosen Stunde dahin gelangt, nun doch die zu nehmen, bei welcher er des Jaworts sicher sein

konnte. Ihre Mitgift — für ländliche Begriffe ansehnlich genug — dünkte ihn auch nicht mehr so gering. Bei der stetig zunehmenden Bauspekulation war damit doch etwas anzufangen. Kredit bekam er schon, wenn er selbst nur nicht ganz mittellos war. Sollte seine Voraussicht ihn jedoch täuschen und er gezwungen sein, noch weiter bei seinem bisherigen Chef zu bleiben, so konnte er sich diesem gegenüber wenigstens mehr auf die Füße stellen.

Darum also wollte er um die Vroni werben bei der ersten günstigen Gelegenheit — wenn's anging, heute noch — und dann zu baldiger Heirat drängen. Er war der Lage, die er — verwunderlich genug — so lange ertragen, bis zum Halse satt und lechzte nach Aenderung der Verhältnisse, nach Unabhängigkeit.

Mit finsteren Mienen lehnte er im Wagen, hatte nicht acht auf die prangende Frühlingsherrlichkeit ringsumher. Und sein Mißmut wuchs, je näher er der heimatlichen Scholle kam. Eben tauchte hinter einer kleinen Bodensenkung der plumpe Kirchturm mit seinem roten Ziegeldache auf, und bei diesem Anblick wuchs der Groll gegen sein Schicksal, das ihn besiegt in die Heimat brachte, ihn dazu zwang, auf eine Heirat mit einem Mädchen, das ihm als Frau nicht gut genug war, auszugehen. Und doch spürte er die Kraft in sich, Reichtümer zu erwerben, wäre nur der Anfang nicht so schwer gewesen! Das weitere fände sich. Aber so hieß es den Anfang machen um jeden Preis. Folglich — Nun ja, ihm blieb eben nichts anderes übrig, als die Vroni. Es mußte sein!

Erdrückend legte sich ihm das dumpfe Gefühl seiner Ohnmacht auf die Brust; ein gärender Zorn gegen die Welt erstickte ihn beinahe. Er hätte sie mit einem Faustschlage zertrümmern mögen und hatte nicht einmal die Kraft, sich ohne Beihilfe anderer zu behaupten. Es war zum Rasendwerden.

Die tapfere Mähre war wieder ein gut Stück weitergekommen. Ein graues Schindeldach um das andere tauchte mitten unter den Bäumen auf; dann wurden die Mauern sichtbar, endlich auch die hochaufgeschichteten Düngerhaufen — der Stolz, das Gold des Landmannes, der ihnen seine ganze Sorge weiht. Ein leichter blasser Rauch stieg aus ihnen empor, kräuselte sich in der Luft, zerfloß und wehte dem Ankömmling entgegen. Als erste Liebkosung der Heimat.

Die Straße machte eine Biegung. Früher windstill, blies jetzt von den fernen Bergen ein erfrischender Hauch daher. Von den Kehrichthaufen wehten Strohhalme und Papierfetzen auf, und ein Papierschnitzel wurde auch dem Wagen zugetragen. Wie ein Schmetterling gaukelte es ein Weilchen vor Matthias Antlitz umher, dann senkte es sich herab, streifte mit leichter Berührung seine Hand und fiel zu seinen Füßen nieder.

Mit dunklem Blicke sah er darauf hinunter.

So kam er sich vor, genau wie dieser Papierfetzen: armselig, beschmutzt durch seine Not, wie dieser durch Staub und Kot. Wie das Stück Papier hingeweht war in seinen Wagen, so wurde er hingetragen in das Heimatsdorf, um mit seiner Person einen Handel abzuschließen.

Mechanisch hing sein Auge an dem gelblichen Makulaturblatte. Mit Fettflecken bedeckt, hatte es offenbar zum Einhüllen von Eßwaren gedient, bevor es auf den Misthügel geraten war. Noch früher mochte es vielleicht ein amtliches Schriftstück gewesen sein, das verrieten Buchstaben, abgerissene Worte und Ziffern darauf. Die Zahl 13,724 stand deutlich zu lesen.

In halb unbewußtem Hinstarren darauf teilte sich vor seinen Augen die eine große Zahl in drei kleine: 1, 37, 24. Eine mechanische Arbeit des Gehirns, die ihn aber plötzlich mit der Macht einer Sinnestäuschung umfing und ihn da Trennungszeichen sehen ließ, wo keine waren.

Nummern, schoß es ihm durch den Kopf, für die Lotterie*)!

Aergerlich wehrte er dem Gedanken. Doch der ließ ihn nicht los, umspann ihn völlig.

Wenn das ein Wink des Schicksals wäre, sein Glück zu versuchen! Warum denn nicht? Er hatte schon oft in die Lotterie gesetzt, einigemal auch gewonnen: kleine Amben. Das hatte ihn gefreut. Aber eine Terne hatte er noch nicht gemacht. Wenn er sie nun machen, alle drei Nummern gezogen finden sollte? Dann wäre ihm geholfen, dann brauchte er diese Verlegenheitsheirat nicht zu machen. Auch könnte er dann gleich aus Eigenem beginnen, es weiter bringen auf dem Weg zum Reichtum.

Er wehrte sich nicht länger. Der Zufall schien ihm zu bedeutsam, die Nummern thaten es ihm an.

1, 37, 24!

Er wußte sie auswendig, doch wollte er sie noch sicherer haben und schrieb sie in sein Notizbuch ein.

Von der letzten Banknote in der Brieftasche da drinnen wollte er die Hälfte wagen. Kämen die drei Nummern heraus, das gäbe einen Gewinn von achtundvierzig Gulden auf den Kreuzer, folglich — da er fünf Gulden setzen würde — vierundzwanzigtausend Gulden. Nach Abzug der fünfzehnprozentigen Gewinnsteuer blieben ihm also zwanzigtausendvierhundert Gulden — ein Kapital, das ihm in einem Jahre schon mindestens das Dreifache eintragen müßte, denn dann wollte er ein Haus bauen.

Noch eine letzte kleine Krümmung des Weges, und die Dorfstraße lag frei vor ihm im Sonnenschein mit ihren niedrigen hellgetünchten Bauernhäusern, den weiten Höfen, darauf die Hühner ihr sorgloses Dasein führten, den dunklen Scheunen, die im Hintergrunde hoch emporragten.

*) In Oesterreich allgemeine Bezeichnung für das Zahlenlotto.

Die uralte Linde vor der Kirche spendete ihren kühlen Schatten; die große tiefe Lache am Fuße ihres Stammes — zugleich der Badeplatz der Ackerpferde — galt den Gänsen und Enten als stolzer Teich, darin sie lustig umherschwammen.

Alles unverändert. Alles wie vor einem, vor zehn, vor fünfzig Jahren. Und alles still wie immer am Tage, ausgestorben fast, weil alles in den Weingärten weilte, die hinter dem Dorfe ihren Anfang nahmen. Bloß einige Hunde schliefen im Staube, ein paar halbwüchsige Kinder liefen über die Straße, und grüßend klang ihm aus der Entfernung der Hammerschlag aus der väterlichen Schmiede an das Ohr.

Die ersten drei Häuser hatte er hinter sich. Da stieß er doch auf etwas Neues. Eine Krämerei, die ihren Besitzer gewechselt hatte und nun auf ihrem Schilde einen Namen trug, den es bisher im Orte nicht gegeben.

Das Wagenrollen lockte den Eigentümer vor die Thür. Neugierig, verwundert sah er dem Ankömmling entgegen und zog, als dieser nahe war, die Kappe.

Matthias dankte, besah flüchtig die Aushängschilder zu beiden Seiten des Ladens und rief dem Kutscher plötzlich ein kräftiges Halt zu. Die Krämerei war mit einer Lottokollektur verbunden. Eine große Neuerung in dem entlegenen Dorfe, von der er nichts gewußt hatte. Aber freilich, die Eltern schrieben ihm so selten.

Jetzt blieb ihm der Weg nach dem nächsten größeren Orte erspart. Er konnte hier gleich seine Nummern setzen. Es schien ihm förmlich, als sei dieser ländliche Lottokollektant seinetwegen da, und von noch besserer Vorbedeutung dünkte ihn das Ganze.

An dem verwunderten Krämer vorbei trat er in den Laden und sagte: „Ich will setzen."

Eilfertig trat der Mann hinter den Ladentisch, schob sich das behördliche Einschreibebuch zurecht und nahm die

Feder in die Hand. Matthias nannte seine drei Nummern. Im Nu waren sie eingeschrieben.

„Ambe — Terne?“ fragte der Kollektant.

„Nein, Terne,“ lautete die Antwort.

„Wie viel?“

„Zehn Gulden.“

Es kam ihm plötzlich so heraus, er wußte nicht wie. Aber es war einmal gesagt, so mochte es auch sein. Vielleicht meinte es der Zufall gut mit ihm.

Der Mann hinter dem Ladentische fuhr in die Höhe. In diesem Orte hatte noch keiner mehr als fünfzig Kreuzer gewagt; nun sollte er auf einen Satz zehn Gulden schreiben. Man denke nur! Das mußte ein schwerreicher Herr sein, der sich das leisten konnte. Ein Blick scheuer Bewunderung streifte den jungen Fremden.

Ohne Bedauern legte Matthias, von fatalistischer Entschlossenheit erfüllt, die Banknote auf den Ladentisch nieder und nahm dafür den Riskontro in Empfang.

Sein Letztes hatte er daran gewagt. Alles auf einen Wurf gesetzt. Wenn ihm der nicht gelang —

Was weiter? Aergern würde er sich einfach über das schöne Geld, das eine bessere Verwendung hätte finden können. Sonst nichts. Im übrigen war er hier bei den Eltern gut versorgt. Nur unangenehm, daß er dem Vater um Bargeld kommen mußte. Nun, der gab es ihm ja gern, und eine passende Ausrede würde sich schon finden.

Eine Minute später saß er abermals im Wagen, die Mähre zog unverdrossen an, die Kinder kamen offenen Mundes von der Lache weg dem Gefährte entgegengelaufen, Sie erkannten den Insassen und gaben ihm mit Triumphgeschrei das Geleite bis zum Elternhause.

„Der Sellmann Matjas is da!“

Das Größte unter ihnen war vorausgerannt, die frohe Botschaft zu überbringen.

Das Hämmern in der Schmiede setzte aus. Ein alternder Mann im Lederschurz trat vor das offene Thor und legte die Hand zum Schutze gegen das blendende Sonnenlicht vor die Augen. Nach einem Weilchen gesellte sich eilig eine beleibte Matrone mit geblumtem Kopftuche zu ihm. Die that wie er und schützte die Augen mit der Hand.

So standen beide überrascht da und blickten nach dem Wagen hin, der sich mit seinem Gaule langsam näherte.

Endlich war er da, der Matthias stieg aus. Der Vater drückte ihm die Hände, die Mutter warf sich mit einem Freudenrufe an seinen Hals und führte ihn an der Hand ins Haus.

„Dir muß es ja gut gehen, Matjas," sagte die Mutter auf dem Wege dahin. „Kommst immer mit der Kutsche daherg'fahren wie ein großer Herr."

Ihre Worte trafen ihn wie Nadelstiche in das Herz. Er zuckte leicht zusammen, verfärbte sich und vermochte es nicht, den strahlenden Blick der Matrone, der bewundernd an ihm hing, zu ertragen. Er sah an ihr vorbei in die flimmernde Sonnenluft, blinzelte mit den Augen, als thäte ihm die Helle weh, und gab mit einem kleinen Räuspern erzwungen gleichmütig zur Antwort: „Na ja, Mutter, 's geht an. Ein Millionär" — er zwang sich zu einem Lachen — „bin ich freilich noch nicht; aber was nicht ist, kann werden."

Die Mutter stimmte fröhlich in das Lachen ein. „Noch immer ganz der Alte. Immer hat er hoch hinaus wollen, der junge Herr da; jetzt möcht' er gar ein Millionär werden. Na ja, ich hätt' leicht nix dagegen, und der Vater auch nit. Gelt, Vaterl?"

Der Alte brummte etwas, das wie Zustimmung klingen sollte, in den graugesprenkelten Bart und nickte bedächtig mit dem spärlich behaarten Kopfe, den eine Schirmmütze bedeckte.

„'s liebe Geld is heuntingtags alles," setzte er philosophisch hinzu. „Wer keins hat, is ein armer Hund, der sich nur gleich begraben lassen soll; wer's aber hat, der is ein Ehrenmann, wann er dabei auch nix als ein Fallot*) is. Zu meiner Zeit war's anders, aber 's laßt sich nix dagegen thun, wie sich die Welt geändert hat. Drum rat' ich dir nur, Matjas: schau dazu, daß du zu recht viel Geld kommst; aber bleib dein Lebtag ein braver Bursch dabei."

Sie waren inzwischen im Hause angekommen. Die Mutter wollte ihren Sohn durchaus in die gute Stube jenseits der mächtig großen Küche mit dem kolossalen Kochherde führen; Matthias lehnte es aber ab. So ließen sie sich diesseits der Küche in der trauten Bauernstube mit dem großen Kachelofen und den hochaufgeschichteten Betten häuslich nieder.

Der Schmied nahm mit seinem Einzigen auf der Holzbank vor dem braungestrichenen Tische Platz, während die Schmiedin eiligst in den Keller hinunterstieg, um einen Steinkrug voll Wein heraufzuholen. Dann sorgte sie noch rasch für einen kräftigen Imbiß, und zehn Minuten später saß die kleine Familie vergnügt beisammen. Die Eltern ließen sich von dem heimgekehrten Sohne erzählen, was er in dem letzten Jahre alles erlebt, der Sohn wieder ließ sich von den Eltern berichten, was inzwischen im Dorfe vorgefallen sei.

Zwei Stunden gingen so unter traulichem Geplauder dahin. Die Sonne zog ihre Bahn nach Westen weiter, neigte sich tiefer, tiefer, langsam nahte ihr Untergang heran. Da richtete die Mutter plötzlich eine Gewissensfrage an den Sohn. Die ganze Zeit her hatte sie ihr schon auf der Zunge gebrannt.

*) Verdorben aus filou, Spitzbube.

„Und wie is 's mit'm Heiraten, Matjas? Denkst gar nit dran? Jetzt bist beinah schon achtundzwanzig alt. Glaubst nit, daß 's schon an der Zeit wär'?"

Er gab seinen Mienen einen pfiffigen Ausdruck und blinzelte der Mutter schelmisch zu. „Und wenn ich grad deswegen hergekommen wär', Mutter?" fragte er zurück.

Ein Weilchen sah sie ihn erstaunt an. „Grad deswegen? So hast 'leicht gar schon eine g'funden?"

Er schüttelte lächelnd den Kopf. „Das wollt' ich just nicht sagen, Mutter."

„Was denn sonst?"

„Ja, das mußt selbst erraten, Mutter."

„Aber geh, Matjas! Wie könnt' ich das?"

„Denk nur ein bissel nach, Mutterl."

„Nachdenken auch noch, Matjas? Ich bin nit gar so g'scheit."

Sie war es aber doch. Plötzlich schoß ihr ein Erkenntnisblitz durch das Gehirn.

„So möcht'st 'leicht gar eine Hiesige, Matjas?" fragte sie ihn hastig.

Er neigte nachdrücklich den Kopf.

Die Eltern tauschten einen frohen Blick.

„So willst kein Stadtfräul'n? Bist doch ein rechter Stadtherr worden, dem man vom Bauern gar nix nit mehr ankennt. Und willst ein Bauernmädel haben? Wirklich? Aber welche denn?"

Wieder blinzelte er die Mutter schelmisch an. Da sie nicht sogleich auf die Vroni riet, wollte er den guten Alten eine kleine Freude machen.

„Ja, welche wär' euch denn am liebsten?" fragte er zurück.

Die Eltern waren davon auf das angenehmste überrascht.

„Schön von dir, daß du dabei an uns denkst," ent-

gegnete die Mutter mit liebevollem Blick, „aber du hast dabei das erste Wort zu reden. Nit wir. Alsdann sag's, welche g'fallet dir am besten? Die Rauchegger Reserl vielleicht? Nein? Oder die Panholzer Kathi? Auch nit? Na, dann vielleicht die Hofmanns Leni? Wieder nit? Die Weinigger Toni auch nit? Sein lauter brave Mädeln und jede kriegt hübsche paar Tausend mit; jede wär' noch zu haben. Blieb' dann nur noch die Wunderer Marie und die Trieschitz Vroni, dann wär'n wir fertig. Na," sie drang mit Lebhaftigkeit in ihn, „stund dir von denen keine zu Gesicht?"

Er nickte der Mutter lächelnd zu.

„Hätt'st die letzte zuerst genannt, würdest es schon wissen."

„Die Trieschitz Vroni also," fiel der Vater ein. „Das hätten wir denken können, Mutter. Gelt? Sie passet auch am besten in die Stadt hinein als alle anderen von da. Sie hat was Feineres an sich."

„Meinst also, Vater, und du Mutter auch, ich könnt' sie wirklich haben?" forschte Matthias.

„Warum denn nit?" ereiferte sich die Mutter, der plötzlich der Hochmutsteufel in die Brust fuhr. „Wer is sie denn? Eine Bäckentochter vom Dorf. Und wer bist du? Ein Baumeister aus Wien!" Die letzten Worte klangen sehr stolz. „Es wär' ein Glück für sie, wie sie sich's nie hätt' träumen lassen. Gern hat s' dich eh' immer auch g'sehen, Matjas, das müßtest wohl bemerkt haben, wennst darauf acht geben hätt'st. Besonders voriges Jahr."

„Ja, damals," erwiderte Matthias achselzuckend. „Aber jetzt?"

„Sie kann dich immer noch gut leiden," beruhigte die Mutter. „Auch hat s' keinen anderen Schatz nit, hat nie einen g'habt. Und alleweil fragt s' mich nach dir. Schwören könnt' ich drauf: sie denkt heimlich an dich.... Die zwei

bringen wir zusamm', Vater, was? Das wird ein hübsches Paarl werden."

Der Alte bejahte stumm. Zu einer anderen Antwort gelangte er nicht mehr, denn eben ging die Thüre auf, und zwei Bäuerinnen traten in die Stube.

„Wir möchten nur schauen, ob's wirklich wahr is, daß der Matjas wieder da is."

Damit erklärten sie ihr Kommen und begrüßten lebhaft den Heimgekehrten.

Die Sonne war indessen untergegangen, die Leute aus den Weingärten zurückgekommen. Die Kunde von Matthias' Anwesenheit hatte sich bereits im Dorfe verbreitet, und den ersten Neugierigen folgten bald andere nach. Das machte dem vertrauten Gespräche zwischen Eltern und Sohn ein rasches Ende.

2.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Matthias am nächsten Morgen die Augen aufschlug. Er mußte sich zunächst besinnen, wo er sich befand; so schwer war ihm der Kopf, so fremd mutete ihn die Umgebung an.

Er sah zwei niedrige schmale Fenster mit bis zum Boden wallenden weißen Gardinen und einer Unzahl blühender Blumenstöcke auf den Simsen; sah ein Sofa und gepolsterte Stühle mit rotem Ueberzug und gehäkelten Schonern; sah einen Glasschrank mit blumigem Kaffeegeschirr und Silberzeug, einen grünglasierten Kachelofen, eine dunkle, mit lichterem Holze ausgelegte Kommode, einige Oeldruckbilder und Photographien an den Wänden und das Himmelbett, darin er lag, mit seinen bunten Zitzvorhängen — die gute Stube seiner Eltern.

Also hatten sie ihn da hereinbugsiert, in jenen Raum, den sie selbst fast nicht zu betreten wagten, so vornehm erschien er ihnen.

Der schwere Kopf gemahnte ihn an den vergnügten Abend gestern, der bis tief in die Nacht hinein gewährt. Der Vater hatte sich's nicht nehmen lassen, ihn mit Stolz ins Gemeindewirtshaus zu führen, wo — althergebrachtem Gebrauche nach — die dörflichen Gemeindefunktionäre jeden Abend ihren Schoppen tranken. Dann hatte sich auch eine Anzahl junger Männer eingestellt und ihn, den Matthias, nicht so bald fortgelassen. Das Herkommen schrieb es so vor, daß der Heimgekehrte die Kosten der Bewirtung aller zu tragen hatte. Eine schöne Verlegenheit für ihn. Zuguterletzt wurde er ihrer überhoben: der Vater griff in seinen eigenen Sack und beglich die ziemlich hoch aufgelaufene Rechnung. Mitternacht war schon vorüber, als die beiden heimkamen, und zwar in sehr weinseliger Stimmung. Aber alle Tage ereignete es sich ja nicht, daß der Matthias zu Besuche kam. Das mußte doch gefeiert werden.

Nun war er erwacht, während der Vater lange schon an seinem Amboß stand und die Mutter geschäftig am Herde waltete. In aller Frühe hatte sie bereits ein paar frohe Hühner vom Leben zum Tode befördert, um sie, mit Semmelbröseln einpaniert, in heißem Schmalz zu backen, weil der Matthias „Backhähndeln" über alles liebte.

Sie hörte in der guten Stube Geräusch und kam eilfertig herbei.

„Schon auf, Matjas? Gott g'segn' dir den ersten Schlaf daheim," sagte sie ihm zum Morgengruße. „Bist wohl recht hungrig auf den vielen Wein gestern? Gleich sollst ihn haben, dein' Kaffee. Willst 'leicht noch was dazu? Eier? G'selchtes? Was d' nur willst."

Er wollte nur schwarzen Kaffee. Sogleich lief sie hinaus und brachte das Gewünschte herein, setzte sich dann für ein Weilchen zu dem Sohne auf das Sofa, doch mit vieler Vorsicht, als befürchte sie, das Möbelstück zu beschädigen.

„Was bist denn so dasig*), Matjas? Hast 'leicht Kopfweh von dem Trinken?" forschte sie, besorgt in seinem Antlitz spähend.

Seine Mienen hatten einen halb gedrückten, halb verdrossenen Ausdruck. Der erste Gedanke, der ihm beim Aufstehen gekommen war, galt seiner Geldnot und vertrieb ihm jede Spur von froher Laune.

Es war auch danach. Keinen lumpigen Kreuzer im Sack! Die letzten Nickelstücke hatte er im Gemeindewirtshaus für Cigarren hingegeben. Die mußten immer gleich bezahlt werden; das war nun einmal so im ganzen Lande Brauch. Und jetzt ganz blank! Zum Teufel auch, hätte er nur seinen schönen Zehner wieder. In der ernüchterten Morgenstimmung hätte er darauf schwören mögen, daß er das Geld für die Lotterie einfach hinausgeworfen habe.

„Oder is 's was anders, Matjas?" fragte die Mutter weiter, da er nicht sogleich Antwort gab. „Und was? So sag's doch."

Matthias konnte ihr nicht länger widerstehen. Er mußte mit der Sprache heraus, so sehr es seinen Stolz auch demütigte, seine Geldnot zu bekennen.

„Hab's gestern schon bemerkt, daß ich mein Geld in Wien vergessen hab'," gab er brummig, mit abgewandtem Gesicht zur Antwort.

„Was du nit sagst!" rief die Mutter erschrocken. „War g'wiß recht viel beinand?"

Er hätte ihr am liebsten gallig ins Gesicht gelacht. Aber nein! Die gute Alte da mit ihren treuen Augen griff ihm ans Herz. Um ihretwillen, aber auch ein wenig aus Großthuerei, zu welcher sie in ihrem mütterlichen Stolze unbewußt den Grund gelegt, hatte er in ihr den Wahn genährt, daß es ihm sehr gut gehe und er mit

*) Niedergedrückt.

seiner — für ihre Begriffe sehr einträglichen — Stellung ganz zufrieden sei. Wüßte sie es anders, sie fände vor Sorge um ihren Einzigen keine Ruhe. So mußte sie dabei belassen werden.

„Na ja, Mutter, hübsche paar Gulden."

„Wenn s' dir nur nit g'stohlen werden," wandte die Frau bekümmert ein. „Is s' sicher, deine Wohnung?"

Er nickte. „Ganz sicher. Es sind rechtschaffene Leute in ganz guten Verhältnissen, bei denen ich mein Junggesellenlogis habe."

„Na, alsdann liegt ja nix dran, ob du es bei dir hast oder nit."

„Freilich nicht," bestätigte Matthias. „An dem liegt nichts. Zuwider ist's nur, daß ich jetzt nichts bei mir hab'. Hab' gestern noch fünfzehn Gulden ausgeben müssen."

„Fünfzehn Gulden!" Frau Sellmann fuhr förmlich in die Höhe. „Ja, lieber Gott, für was denn nur?"

Er rechnete es ihr mit großer Bereitwilligkeit vor. Die Fahrt mit der Eisenbahn, das ländliche Fuhrwerk ins Dorf heraus, Speise und Trank unterwegs, endlich der dumme Einfall mit der Lotterie.

„Davon is eh' schon g'red't worden," nahm die Mutter das Wort. „Der Wammerl — das is der neue Kaufmann, der auch die Lotteriekonzession hat — der hat's herumerzählt, daß der Sellmann-Sohn, der junge Baumeister aus Wien, aus'm Wagen g'stiegen is, eigens um bei ihm drei Numero zu setzen. Is 's wahr, Matjas, was er noch g'sagt hat?"

Der Sohn blickte sie fragend an. „Hm? Was denn?"

„Du sollst s' so viel hoch b'setzt hab'n, deine Numero? Mit ganzen zehn Gulden. Is 's wirklich wahr?"

„Es thut mir ohnehin leid genug," erwiderte Matthias mit ärgerlicher Grimasse. „Aber es hat mich grad so angepackt. Kann selbst nicht sagen wie."

„Geh weg!“ rief Mutter Sellmann kopfschüttelnd aus. „Zehn Gulden auf ein'n Satz! Und bloß Terne gar, daß d' nit einmal eine Ambe machst. Schad um das schöne Geld. Das siehst dein Lebtag nit mehr wieder, Matjas. Auf die Lotterie da gieb ich nit so viel.“

„Ich eigentlich auch nicht, mir wär's lieber, ich hätt' für den Augenblick etwas im Sack.“

Mutter Sellmann verstand den zarten Wink.

„Wenn's nur das is,“ beeilte sie sich zu erwidern, „so werd' ich halt ein paar Gulden aus meiner heimlichen Kasse nehmen. Denn was ein rechtschaffenes Weib is, muß immer ein bisserl ein heimlichs Geld haben, daß es dann den Mann nicht immer zu sekkieren braucht, wenn 's nit vonnöten is. Denn in Geldsachen hört bei jedem Mannsbild die G'mütlichkeit auf. — Gleich sollst es haben, Matjas. Gleich.“

Sie erhob sich rasch, ging eilig hinaus und kam nach wenigen Minuten wieder und drückte ihm eine Anzahl funkelnder Silbergulden in die Hand. „Da hast, ich geb' dir's gern. 's g'hört ja so wie so alles dir, wenn wir einmal die Augen zumachen thun.“

Er nahm sie herzhaft um die Mitte und gab ihr zwei feste Küsse auf die Wangen.

„Bist halt mein liebes Mutterl,“ sagte er, und sie fühlte sich dadurch königlich belohnt, wollte von seinem Versprechen, ihr das kleine Darlehen von Wien aus wieder zuzusenden, nichts wissen.

„Wir haben's ja, Gott sei Dank,“ wehrte sie ihm lebhaft ab. „Wir g'hören noch lang nit zu die Aermsten. Ein'n Hof, ein Haus, ein G'schäft, was immer geht, ein Stückel Feld, ein Weingartl — das bleibt hernachmal alles dir, Matjas. Das kannst alles gut verkaufen. Und in der Sparkasse haben wir auch etwas liegen.“

Sie hatte im Grunde recht. Er war beschwichtigt und

steckte vergnügt das Geld ein mit dem Vorsatz, es ihr trotz ihrer Weigerung zurückzugeben. Er wollte ihr dafür von Wien einen schönen Kleiderstoff schicken. Ewig konnte er nicht ein armer Teufel bleiben, so oder so — es mußte sich bald wenden. Wenn durch nichts anderes, so durch die Heirat mit der Vroni.

Das brachte ihn nun wieder auf seinen Vorsatz. Er kleidete sich sorgfältig an, entnahm der kleinen Handtasche eine neue seidene Krawatte und ein Paar glänzende Manschetten und verließ das Haus.

„Um elfe wird 'gessen," rief die Mutter nach. „Daß d' nur ja rechtzeitig da bist, Matjas! 's giebt was Guts heut."

Er versprach es und ging mit elastischen Schritten die Dorfstraße hinauf. Am liebsten wäre er gleich zum Bäcker Trieschitz hingegangen, allein das war nicht recht zu machen. Es lagen einige Gehöfte dazwischen, an denen er nicht so ohne weiteres vorbei konnte, wollte er die Leute nicht vor den Kopf stoßen. Er beschied sich und sprach bei ihnen vor, hatte Mühe genug, bald loszukommen und mußte überall den frisch aus dem Keller geholten Willkommenstrunk zur Neige leeren.

Das wiederholte sich ein halbes Dutzendmal, in Gegenwart einiger jener Mädchen, welche ihm die Mutter gestern genannt. Doch keine von ihnen gefiel ihm so gut, daß er sich hätte entschließen können, sie der paar tausend Gulden Mitgift wegen kurzer Hand zur Frau zu nehmen. Daß ihn die Bauern alle mit offenen Armen als Schwiegersohn aufgenommen hätten, war ihm zweifellos, auch dann, wenn sie wüßten, daß er zur Stunde nichts als seine Jugendkraft und seinen guten Kopf besaß. Der Sellmann Matthias würde es zu etwas Großem bringen, das stand für alle fest. So hätten sie ihm ohne Bedenken die Tochter hingegeben und wären stolz gewesen auf das Glück, das sie da machte.

So dachte er und nicht mit Unrecht. Er fühlte sich, er hegte festes Vertrauen in die Zukunft, war nur der Anfang einmal gemacht.

Nachdenklich schritt er aus dem zuletzt besuchten Hause hinaus, um endlich bei dem Bäcker vorzusprechen, als es vom Kirchturm eben die vier Viertel der abgelaufenen elften Stunde und hierauf diese selbst schlug.

Zu spät! Er mußte heim. Auch wurde jetzt im ganzen Dorfe das Mittagsmahl eingenommen.

Ein kleines Weilchen stand er zögernd mitten auf der Straße, deren weißer Staub im hellen Sonnenschein dem Auge weh that. Da sah er zwei Häuser weiter eine jugendliche Mädchengestalt in rosafarbenem Kattunkleid und weißer Schürze aus einer Thür treten, zu welcher einige Stufen emporführten.

Das war der Bäckerladen, und das Mädchen die Vroni. Ihr blondes Haar glänzte wie Gold im flimmernden Sonnenlicht, ihr rosiges Antlitz mit dem feinen Schnitte gemahnte an eine frisch aufblühende Blume. Ganz ahnungslos war sie herausgekommen, da sah sie kaum dreißig Schritte entfernt den Sellmann Matthias vor sich.

Ein kleiner, im ersten Anlaute erstickter Ausruf entfloh ihren Lippen, eine tiefe Röte überzog ihre Wangen. Eiligst wollte sie sich in das Innere des Ladens wieder zurückziehen, doch der junge Mann hatte sie schon bemerkt, sah überrascht zu ihr empor und winkte ihr mit der Hand zu.

„Grüß dich Gott, Vroni,“ klang es sonor, mit einer Stimme, deren heiterer Wohlklang in ihr vibrierte, an ihr Ohr.

Da mußte sie jetzt bleiben. Es hätte zu dumm ausgesehen, davonzulaufen.

„Grüß dich Gott, Matjas,“ rief sie ihm zu. Nicht klar und froh wie er. Ihre Stimme klang belegt und zitternd.

Rasch kam er herbei, drückte ihr kräftig die Hand. Es überlief sie süß und leise.

„Grad wollt' ich euch besuchen, Vroni," hub er an, „aber die anderen da" — er deutete nach den Gehöften hinter ihm — „haben mich so lang aufgehalten, und jetzt muß ich heim. Die Mutter wartet, und ich will ihr die Freude beim ersten Mittagessen nicht verderben. So komm' ich halt am Nachmittag."

Sie nickte mechanisch. Eine andere Antwort fand sie nicht. Sein Blick voll entzückten Staunens verwirrte sie, beraubte sie der Sprache. Er wieder fand es merkwürdig, daß er jedesmal, so oft er Vroni sah, von ihr berückt war, während ihr Bild, war sie ihm fern, in ihm verblaßte.

„Darfst schon nicht bös sein, Vroni," setzte er nach einer Pause hinzu, „daß ich nicht gleich hergekommen bin. Aber du weißt's ja: 's Beste hebt man sich auf zuletzt auf."

„'s Beste!" Sie schlug die blauen Augen zu ihm auf, und wieder bebte es in ihrem Tone. Aber sie zwang sich mit Gewalt zur Fassung, und es klang etwas Trotzigherbes durch, als sie hinzufügte: „Wüßt' nit, wie ich dazu käm', von dir fürs Beste ang'schaut zu werden."

Aus seinem Blicke blitzte es wie Uebermut hervor. Sie konnte ihn nicht aushalten, diesen Blick, und senkte jäh die Lider mit den braunen, langen Wimpern.

„Wie du dazu kämst, Vroni?" gab er mit stillem Lachen zur Antwort. „Das werd' ich dir schon später einmal sagen. Wenn du recht freundlich mit mir sein willst, dann vielleicht heut noch, bis ich wieder komm' Behüt Gott derweil, Vronerl. Siehst mich bald wieder."

Ein Händedruck, heftig und heiß, daß sie hätte aufschreien mögen, und dann stand sie allein auf den Stufen oben. Sie folgte der sich in größter Hast entfernenden

Gestalt mit den Augen, die einen traumhaft erstaunten Ausdruck hatten.

War das alles Wirklichkeit gewesen? Was alles hatte er ihr nur gesagt? Was alles ihr verheißen? War es zu glauben, daß er sie lieben könnte wie sie ihn? Und sie begehren — laut und offen, wie sie ihn begehrt — still und heimlich?

Er sah sich nach ihr um, winkte ihr noch einmal von weitem zu. Ihr Herz setzte zu stürmischen Schlägen an, als wäre es ihm in der Brust zu enge, als wollte es diese sprengen in dem grenzenlosen Glücksgefühl, das plötzlich da hineinzog. Ein wahres Märchenglück.

— — — — — — — — — — — —

Am Nachmittag mußte sie daran glauben an dieses Glück, da gab es keinen Zweifel mehr. Der Matthias kam. Zunächst zur Mutter, die gerade im Laden saß; alsdann zum Vater in die Backstube hinein; endlich zu ihr selbst in den Garten. Sie jätete dort in den Gemüsebeeten eben Unkraut aus.

Es machte ihm Spaß, ihr dabei zu helfen. Alle Augenblicke streifte seine Hand die ihre, was ihm dann Anlaß bot, sie festzuhalten. Ein kleines Weilchen nur, aber es hielt sie doch in der Arbeit auf. Sie wollte sich darüber ärgern, statt dessen kam sie immer nur aufs neue in Verlegenheit. Und er — sie sah es ja — es machte ihm den größten Spaß. Ach, hätte sie ihm doch nur zürnen können! Aber es ging nicht. Nur über sich selbst wurde sie auf die Dauer ärgerlich, so blöd kam sie sich vor. Er mußte sie ganz sicher für die dümmste Gans halten.

Sie riß eben einen zart aufkeimenden Schierling aus, als er wieder ihre Hand erhaschte, um sie nicht so rasch als früher wieder loszulassen. Zugleich legte er den Arm um ihre Taille, drückte sie an sich und preßte ihr einen Kuß auf die Wange.

Sie glaubte zu sterben in dem seligen Empfinden, das sie ergriff. Aber das mußte ihr doch über den Spaß gehen, das durfte sie sich als anständiges Mädchen nicht ruhig gefallen lassen.

„Ich bitt' mir's aus, Matjas," sprach sie zitternd vor Erregung. „Darfst mich nit für was anderes halten, als wie ich's bin. Jetzt hab' ich's g'nug. Hätt's nit von dir geglaubt."

„Was denn nit, Vroni? Daß d' mir g'fallst, daß ich dich gern hab' und nur wegen deiner hergekommen bin?"

In voller Größe aufgerichtet stand er vor ihr, und heiß auflodernde Leidenschaft strahlte ihr aus seinem Blick entgegen, verriet ihr mehr noch als seine Worte, was ihr junges Herz mit stürmischer Seligkeit erfüllte. Sie fragte sich nicht, ob er sie auch mit dem Herzen liebte, wie sie ihn; ob nicht das flammende Verlangen in seinen Augen ihn über seine wahren Empfindungen selbst täuschte. Sie glaubte seinem liebeheißen Blick; sie glaubte seinen Worten, deren Doppelsinn sie nicht ahnte, und willenlos gab sie ihm Herz und Hand hin, als er jetzt zum zweitenmal den Arm um ihre bebende Gestalt schlang, sie ungestüm an sich zog und ihren frischen Mund küßte.

In diesem Augenblicke schlug es vom Kirchturme vier Uhr, und da durchflog's mit Blitzesschnelle sein Gehirn: „Die Lotterie! Grad jetzt ist die Ziehung!"

Es gab ihm einen leisen Ruck.

„Wart's ab," mahnte ihn eine unhörbare Stimme. „Wart's ab. Thu's nicht, was du jetzt thun willst. Es möcht' dich reuen."

Für ein kleines Weilchen nahmen seine Mienen einen betroffenen Ausdruck an.

Aber das war ja rein lächerlich! Einer phantastischen Möglichkeit wegen eine sichere Wirklichkeit im Augenblick

der günstigsten Gelegenheit zu opfern, wäre bodenloser Unsinn, Verrücktheit gewesen, die sich bitter rächen würde. Und dann — das Mädel da gefiel ihm ausnehmend.

Der unsichtbare Mahner war rasch abgethan, so rasch, daß Vroni die kleine Pause zwischen seinem Kusse und den Worten, die er ihm folgen ließ, kaum empfand.

„Möchtest mein sein, Vronerl?" Seine Stimme klang weich und leise, von heißer Erregung durchzittert. „Mein liebes Weib sein und von da weggehen mit mir nach Wien?"

Erschauernd schmiegte sie sich an seine breite Brust. Die bot ihr Schutz fürs Leben. Das fühlte sie.

„Ja, Matjas," flüsterte sie an seinem Halse. „Solang ich denken kann, hab' ich dich immer gern g'habt. Aber" — sie hob den Kopf, blickte, mit bangen Augen in den seinen forschend, zu ihm empor — „du könntest andere haben in der Stadt drin, Matjas. Ich bin nur ein Dorfmädel. Wird's dich nit einmal g'reuen?"

Die Frage rührte ihn in ihrer Demut. Er hätte in diesem Augenblicke darauf schwören mögen, daß er das Mädchen wirklich liebte. Doch fühlte er sich auch ein wenig beschämt. Wenn sie nur wüßte, was ihn hauptsächlich zur Werbung bewogen. Aber schließlich that sie es ihm stets aufs neue mit ihrer holden Schönheit, ihrer süßen Frische an. Und war er schon so weit gegangen, durfte er nicht mehr zurück. Er wollte es auch durchaus nicht.

„Ich bin Mann genug, um zu wissen, was ich thu', Vronerl," beschwichtigte er sie unter neuen Küssen, „und wenn deine Eltern nichts dagegen haben, dann machen wir halt Hochzeit, so bald es geht." ...

Die Eltern hatten gegen die Verlobung nichts einzuwenden; bloß das eine, daß sie ihnen etwas allzuplötzlich kam. Nur wollten sie von einer Hochzeit vor dem Winter

nichts wissen. Eine überstürzte Heirat wäre ihnen ein Greuel gewesen.

Damit mußte das Brautpaar sich bescheiden.

3.

Einige Stunden später, knapp vor Sonnenuntergang, schrieb der fassungslose Lottokollektant die eben aus der Kreisstadt eingelangten fünf Nummern, welche nachmittags in Wien gezogen worden waren, mit Kreide auf die Ziehungstafel an der Ladenthür und rahmte drei davon mit dicken Kreidekreisen ein. Dann trollte er sich eiligst davon, um das Unglaubliche, das sich ereignet, dem ganzen Dorfe zu verkünden.

Eben hatte Matthias daheim das Abendessen eingenommen und wollte sich wieder zu seiner Braut begeben, als Wammerl mit allen Anzeichen größter Aufregung den Hof der Schmiede betrat.

Er sah den jungen Baumeister auf der Thürschwelle und winkte ihm mit ungeheuerlichen Armverrenkungen zu, bevor er sich noch durch Worte verständlich machen konnte.

Matthias blieb wie gebannt in der offenen Thür stehen, unfähig, einen Schritt vorwärts zu thun. Er wußte nur, jetzt kam das Glück — das große, unerwartete, plötzliche Glück. Und er empfand nur Schrecken.

Am Thore zeigten sich verschiedene Gestalten mit aufgeregten Gesichtern und lugten mit fast scheuen Blicken herein, voll Neugierde, wie der beneidenswerte Glückliche die Kunde wohl aufnehmen werde.

Herr Wammerl hatte sich inzwischen eiligst, mit zitternden Beinen genähert und stieß nun halb unverständlich hervor: „Alle drei sind da, Herr Sellmann. Achtundvierzigtausend Gulden g'wonnen! Jessas na, das Mordsglück! Ich gratulier', Herr Sellmann, gratuliere von Herzen."

Erschöpft wie nach übermäßiger Arbeit fiel er auf die Bank neben der Thür nieder, lehnte den Kopf an die Wand und streckte die Beine weit von sich.

Matthias stand wie eine Bildsäule da, mit einem Antlitz, das so weiß war wie der Kalkanstrich der Wand. Es schien, als habe ihn der Schrecken ganz erstarrt.

Auch die zwei Alten, die hinter ihm in der Küche noch bei den Resten der Mahlzeit saßen, konnten sich eine gute Weile von der lähmenden Ueberraschung nicht erholen. Wie entgeistert saßen sie da in dem gemütlichen Winkel und blickten sich gegenseitig mit weit geöffneten Augen an. So herrschte eine Weile hindurch ein Schweigen, das beinahe etwas Beängstigendes hatte.

Die Neugierigen vor dem Thore draußen kamen herbei. Es waren ihrer mehr geworden, und wieder andere drängten nach. Im Handumdrehen war der Hof voll, alle starrten Matthias wie ein Wundertier an, dann ging es wie Windesbrausen durch die Luft.

„Viel Glück, Matthias. Viel Glück. Bist jetzt ein reicher Mann."

Jeder wollte ihm die Hand schütteln. Die Mutter drinnen bekreuzte sich. „Gelobt sei Jesus Christus! Daß 's ihm nur auch zum Glück anschlagt." Bebend kam es von ihren Lippen. Der Vater zog die Mütze vom Kopfe. „Der Herr erleucht' ihn, daß es ihm nur auch Segen bringt."

Im gleichen Augenblicke erhoben sich beide und nahten sich ihrem Sohne, um ihm zu gratulieren.

„Ein reicher Mann!"

Das Wort löste den Bann, der Matthias umfing. Die Leichenblässe wich von seinen Wangen, die Starrheit von seinen Gliedern. Flammendes Rot färbte sein Gesicht in dem stürmischen Jubel, der mit einemmal sein ganzes Wesen erfüllte. So hatte ihn die stille hartnäckige

Ahnung, daß er als reicher Mann heimkommen werde, nicht betrogen.

„Juchhu!" Schmetternd entkam es seiner Brust, genau so wie in seiner Knabenzeit, wenn eine unbändige Freude ihn erfüllte. Wie damals riß er auch jetzt dabei den Hut vom Kopfe, warf ihn hoch in die Luft hinauf und fing ihn wieder auf. „Juchhu! Wer nur dabei sein will, ist heut mein Gast beim Gemeindewirt. Dort soll's hoch hergehen, wie am Kirchtag!"

Er drehte sich den Eltern zu, umarmte den Vater, hob die Mutter voll Uebermut in die Höhe, küßte sie herzhaft ab und nahm die Glückwünsche, die sich draußen stürmisch erneuerten, mit dem Hochgefühle eines glorreichen Siegers hin. Sein Jubel war so groß, daß er die ganze Welt hätte ans Herz drücken wollen; eine Flut von stolzen Zukunftsplänen stürmte im Nu auf ihn ein, verwirrte seinen Kopf, ließ ihn keinen klaren Gedanken fassen. Nur huschte es dabei auch wie ein flüchtiger Schatten durch sein Gehirn: „Hätt'st doch abwarten sollen, das mit der Vroni. Hätt'st wenigstens bis morgen g'wart't."

Er hatte vorhin nur ein Glas Wein getrunken, fühlte sich aber weit mehr berauscht als gestern nacht, da er mit schwerem Kopfe heimgekommen war; er vergaß auch ganz, daß er soeben zur Vroni hatte gehen wollen.

Zwei kräftige Bursche hoben ihn flugs in die Höhe, nahmen ihn auf die Schultern und trugen ihn im Triumph fort, durch das ganze Dorf und dann zur Braut hin. Vor jedem Hause hatten sich Gruppen gebildet, die das Unerhörte lebhaft erregt besprachen; alle riefen ihm laute Glückwünsche zu.

Vor dem Bäckerhause stand die ganze Familie versammelt. Nur Vroni war nicht dabei. Das fiel dem Glückberauschten auf. Er schickte den Schwarm ins Gemeindegasthaus voran, nahm die Gratulationen seiner zu-

künftigen Schwiegereltern und Schwäger entgegen und eilte dann zu Vroni in den Garten, wo sie eben die Gemüsebeete begoß.

Sie hörte seine Schritte und wandte den Kopf nach ihm. Aber sie ging ihm nicht entgegen. Sie stellte nur die Gießkanne weg und erwartete den Bräutigam mit schlaff herabhängenden Armen. Es sah fast resigniert aus.

„Ja, was ist denn das, Vroni?" fragte er befremdet. „Du schaust so aus, als hätt' dich wer gekränkt. Ist etwas geschehen in den paar Stunden, die wir uns nicht gesehen haben?"

Ein schwaches Kopfnicken war ihre stumme Antwort.

„Aber was denn?" rief er, lebhaft ihre Hand ergreifend und sie herzhaft drückend. „Und warum schaust mir denn nicht in die Augen, Vroni? Bist trotzig, weil ich dir zu lang ausgeblieben bin? Oder" — er schlug einen scherzenden Ton an — „hast mich nimmer gern?"

Sie hob den Blick zu ihm empor, und plötzlich schossen ihr die hellen Thränen in die Augen.

„Na, na," sagte er begütigend, „jetzt weint sie gar." Er schlang den Arm um sie, zog sie an sich. „So sag's doch, Schatzerl, was dir fehlt? Und wein mir nicht. Ich kann's nicht sehen."

Sie hätte ihm gerne gehorcht, aber es ging nicht an. Die marternde Angst, die seit einer halben Stunde auf ihr lastete, suchte ungestüm nach Befreiung in Thränen. Sie barg den blonden Kopf an Matthias' Brust und schluchzte leise, wie erstickt. „Jetzt bist ein reicher Herr worden, Matjas, und wirst mich sitzen lassen, wirst dir eine aus der Stadt nehmen."

Er wollte lachen, brachte es aber nicht zu stande, so betroffen machten ihn ihre Worte. Sie sprachen das aus, was vorhin schon sich in ihm geregt: der leise Selbstvorwurf, daß er sich zu rasch gebunden habe. Aber nein!

Es war einmal geschehen, und schließlich war die Vroni hübsch und brav genug, daß er die Verlobung nicht zu bereuen haben würde. Und besitzen wollte er sie auch. Sie brachte sein ganzes Blut in Wallung, stürmisch drängte alles in ihm ihr entgegen. Das fühlte er jetzt wieder, da er sie in den Armen hielt.

„Du bist ein rechtes Tschapperl," entgegnete er mit zärtlichem Schelten und drückte sie mit Leidenschaftlichkeit an sich. „Wer hat dir denn das eigentlich eingeredet?"

„Niemand," antwortete sie. Sie fühlte sich beruhigter durch seine Liebkosung, aber noch immer barg sie ihr Antlitz an seiner Schulter. „Mir war's nur so, daß ich dir jetzt nit mehr genügen kann. Ich bin ja nur ein Landmädel und arm im Vergleich mit dir. Und du — Matjas, jetzt kannst hoch hinaus. So hoch, als d' nur willst."

Wieder schluchzte sie leise in sich hinein.

Und wieder klang es in ihm auf: „Sie hat recht. Gieb's zu."

Er wurde unwillig über sie, über sich.

„Zum Teufel, nein!" rief er unwirsch und ließ sie los. „Hörst mir nicht gleich mit dem Lamento auf, dann machst mich bös. Freut's dich denn nit ein bisserl, mein Glück?"

Um ihn nicht noch mehr zu erzürnen, sammelte sie sich gewaltsam und trocknete sich mit einem Taschentuch die Augen. Auf seine vorwurfsvolle Frage schüttelte sie nur stumm den blonden Kopf.

„Also nein," rief er geärgert. „Na, das is schön von meiner zukünftigen Frau. Möcht'st lieber einen armen Schlucker zum Mann haben — he?"

„Wir wären nit so arm," erwiderte sie mit einer gewissen Hartnäckigkeit, die er ihr kaum zugetraut hätte. „Ich hab' mein Geld sicher und du deinen Beruf, dein G'schäft —"

„Du red'st, wie du's verstehst," fiel er ihr ins Wort. „So laß dir's von mir sagen, daß ein Baumeister, der nit selbst bauen kann, von seinem eigenen Geld, zu nix kommt."

Das entsprach nun nicht ganz der Sachlage, allein er fühlte sich zu dieser Behauptung genötigt, um sie endlich zu trösten. Oder hätte er ihr etwa sagen sollen: „Ich hab's bis jetzt zu keiner selbständigen Stellung gebracht und muß den Leuten daher zeigen, was ich kann — dann kommen sie schon von selbst?" — Nein, so armselig durfte er vor ihr nicht dastehen. Er hielt gar viel darauf, daß der Mann vom Weibe als etwas Ueberlegenes respektiert werden müsse.

„Siehst's also ein, Vroni, daß es der Himmel mit mir gut meint?" setzte er fragend hinzu.

„Wie gern wollt' ich's einsehen," entgegnete sie mit mutloser Gebärde, „aber ich kann's nit, Matjas. Sei nit bös, deswegen. Ich g'spür's: es is ein falsches Glück. 's wird nit gut ausgehn mit dem Geld. „Wie g'wonnen, so z'ronnen," sagen d' Leut', und immer noch haben s' da recht behalten. Gott helf mir, aber ich kann dir nix anders sagen, Matjas. Ich g'spür's, ich g'spür's, es wird dir schweres Unglück bringen — das viele Geld."

„Es hat mir's schon gebracht," brauste er auf und wandte sich mit heftiger Gebärde von ihr ab. „Es hat dich völlig ausgetauscht, das Geld, das ich gewonnen hab'. Hätt's nit geglaubt, daß du so sein könnt'st, Vroni. So ein sanftes G'sichterl haben und dabei so verstockt sein. Glaubst, das wird gut thun, wenn wir einmal verheiratet sind?"

„Wir sind's noch nit, Matjas."

Sie sagte nichts als das, aber ihr Ton klang so eigentümlich, daß Matthias überrascht aufhorchte.

Was sollte das? Was wollte sie mit diesen Worten,

diesem Tone sagen? Es lag etwas Verschleiertes darin, zugleich auch etwas, das einen erwachenden Entschluß bekundete.

Fragend hing sein Blick an ihr. „Du denkst dir was, Vroni. Was? Hältst mich vielleicht für einen Menschen, der keinen Charakter hat?"

Ihre zierliche Gestalt schien zu wachsen, als sie nun den Kopf jäh emporhob und ihm mit ernstem, forschendem Blick in die Augen sah.

„Jetzt hast es selber g'sagt, Matjas," sagte sie nach einer Weile, und ihre Stimme war von jeder Unsicherheit frei. „Ich hab' drauf g'wart't, und es is kommen. Aber das sag' ich dir, Matjas: wenn du mich nur aus Ehrg'fühl nähmst, weil du dich mir vorschnell versprochen hast — dann tritt lieber nur gleich zurück. So eine Heirat möcht' ich nit haben."

Er hatte sie ausreden lassen müssen. Ihr ganzes Wesen, das keine Schüchternheit mehr kannte, zwang ihn dazu. Es schien Ernsteres als bloß der Geist des Widerspruches in sie gefahren zu sein und ließ sie einer Kämpferin gleichen, die um das Glück der ganzen Zukunft kämpft.

Dieser Ernst war ihm an ihr fremd. Er machte Eindruck auf ihn, erfüllte ihn mit größerer Achtung vor ihr, ließ auch ihn ernst werden.

Nachdenklich nickte er mit dem Kopfe. Schon lag ihm eine halbe Zustimmung auf der Zunge, da ermannte ihn beim Hinblicken auf Vroni urplötzlich wieder das Verlangen nach ihrem Besitz, und jede ernstere Erwägung ging in dem glühenden Wunsche unter, dieses junge Mädchen mit dem lieblichen Antlitze und der zarten, jungfräulich knospenden Gestalt sein zu nennen.

Mit heiß aufstrahlendem Blicke machte er hastig einen Schritt auf sie zu. Im nächsten Augenblicke hatte er sie an seine Brust gerissen. Seine sengenden Küsse benahmen ihr den Atem.

„Glaubst es noch immer nit, daß ich nur dich will, Vronerl? Nur dich von allen auf der Welt?“ fragte er mit leidenschaftlich durchzitterter Stimme. „Glaubst es wirklich nit?“

Sie glaubte es. Ja, sie wollte, mußte es glauben. Aber sie hatte noch eine große Bangigkeit im Herzen.

„Wenn ich dir hernach aber doch eine Last sein sollt', Matjas,“ flüsterte sie an seinem Halse, „in den Tod möcht's mich treiben. Hörst es, Matjas? In den Tod hinein. Und darum“ — sie wand sich aus seinen Armen los, stand aufrecht vor ihm da und bat beschwörend in Gebärde, Blick und Ton — „darum, Matjas, du mein ganzes Glück und Leben, hör auf mich und prüf dich früher noch, ob du mich wirklich auch so gern hast, wie ich dich.“

„Aber Vroni!“ rief er gekränkt und wollte sie wieder umfassen.

Sie trat einen Schritt zurück, mit abwehrender Gebärde. „Ja, prüf dich, Matjas,“ entgegnete sie mit Festigkeit. „Versprochen is noch nit verheirat't, und besser, das Versprechen geht zurück, als daß zwei Menschen für das ganze Leben unglücklich werden sollten. Und geh lieber gleich wieder nach Wien zurück und fang dort deine Arbeit an. Ein Jahr geb' ich dir Zeit. In diesem Jahr wirst's wissen, ob du wirklich ohne mich nit leben kannst. Versprich mir das in die Hand, Matjas, daß du auf mich hören willst.“

Sie hielt ihm die Hand entgegen.

Er wollte nichts davon wissen, wollte ihr den „komischen Gedanken“ ausreden und nun schon möglichst bald Hochzeit machen.

Aber Vroni blieb fest. „Nein, nein,“ sagte sie und bat inständig: „Ueberleg dir's gut, und sei aufrichtig gegen mich, wenn's dir doch leid thun sollt'. Schau,

Matjas, alles könnt' ich dir verzeihen, nur das eine nit, wann du dich und mich unglücklich machen wolltest. Und drum bleibt's bei dem, um was ich dich gebeten hab'. Gelt, Matjas?"

Es blieb dabei. Nicht durch seinen, nur durch ihren Willen.

Vor den Leuten wurde zwar darüber nichts gesprochen, nicht einmal vor den Eltern des Brautpaares. Das hatte Zeit und würde sich schon finden. Auch mit ihm selbst sprach Vroni nicht mehr davon; aber es war ihr unerschütterlicher Entschluß, das Probejahr abzuwarten.

Schließlich gab er nach, teils ermüdet von ihrem Drängen, mehr noch gelockt vom Unternehmungsgeist, der ihn nun, da er ein ansehnliches Kapital sein eigen nannte, mit Ungestüm erfaßte und förmlich danach fiebern ließ, seine Kräfte zu bethätigen und weiterzuschreiten auf dem Wege, der zum Reichtum führt.

So fuhr er denn mit seinem Gelde am ersten Junimorgen im väterlichen Steirerwagen nach der Eisenbahnstation. Die Mutter und die Braut gaben ihm das Geleite.

Die Mutter war unermüdlich im Schmieden kühner Zukunftspläne; die Braut gab sich den Anschein unbefangener Heiterkeit. Auf dem Bahnhofe erkannte er, daß sie dieselbe nur geheuchelt hatte.

„Ueberleg dir's gut, Matjas," flüsterte sie ihm beim Abschiedskusse mit nassen Augen zu. „Ueberleg dir's gut und sei aufrichtig gegen mich, wenn's für mich auch noch so schlimm sein sollt'. Schreiben werd' ich dir lieber nit. Du sollst durch nichts an mich erinnert werden, als durch dein Gedächtnis, wenn du mich gern hast."

„Wirst es schon sehen, daß du dich umsonst geängstigt hast, Vronerl," versetzte er zuversichtlich.

Das war sein letztes Wort für lange Zeit.

Einige Minuten später war der Zug, der ihn mit sich nahm, aus der Bahnhofhalle draußen, und Vroni — unberuhigt, ungetröstet — machte sich mit der Mutter Sellmann auf die Rückfahrt.

4.

„Ein Brief von daheim, Herr v. Sellmann."

Mit diesen Worten trat die ältliche Hauswirtin zu ihrem Mieter in das Zimmer.

Es ging auf Mittag, Matthias lag aber noch im Bette, wo er soeben den Kaffee eingenommen hatte, und blinzelte die Frau aus verschlafenen Augen an.

Er sah blaß und übernächtig aus, und sein vor wenigen Wochen noch so frisches Gesicht hatte einen müden, schlaffen Ausdruck, ein Zeichen, daß er in der letzten Zeit die Nacht zum Tage gemacht und ein tolles Leben geführt hatte. Auch heute war er erst bei Sonnenaufgang heimgekommen, um die versäumte Nachtruhe während des schönsten Julivormittages nachzuholen, und fühlte nun den Kopf so leer, daß er sich erst besinnen mußte, was die Frau da von ihm wollte.

Sie wiederholte ihre Botschaft, reichte ihm das Schreiben hin und blieb dann kopfschüttelnd vor ihm stehen.

„Aber, lieber Herr v. Sellmann" — als echte Wienerin erhob sie aus eigener Machtvollkommenheit alle Bürgerlichen in den Adelstand — „is 's nit sündhaft, was Sie jetzt für ein Leben führen?"

Sie sprach es in besorgtem, mütterlichem Tone, mit jener Vertraulichkeit, an die sie noch jeden ihrer jeweiligen Mieter gewöhnt.

„Wenn Sie's so weiter treiben, dann werden S' nit nur mit dem schönen Geld bald fertig sein, sondern auch mit der G'sundheit. Das sollten S' doch bedenken und einhalten zur rechten Zeit. Und — mit Verlaub, Herr

v. Sellmann — ich glaub', daß 's jetzt schon Zeit wär' dazu. Seit vier Wochen kommen S' keine Nacht z' Haus, und die schönsten Täg liegen S' dann im Bett. Ich hab' Ihnen nix dreinzureden, Herr v. Sellmann, das weiß ich schon, aber ich müßt' kein Funken Verstand im Kopf und kein G'fühl im Herzen nit haben, wenn's mir alles eins sein sollt', wie sich ein junger Mann, der bei mir wohnt, zu Grunde richtet. Und deswegen, Herr v. Sellmann, nix für ungut. Ich mein's mit Ihnen gut, als wenn S' mein eigener Sohn wär'n."

Sie sprach noch eine Weile fort, allein ihr Mieter hörte nicht darauf. Er hatte sich eine Cigarette angezündet, blies blaue Rauchringe in die Luft und ließ die Alte weiterreden, solange es ihr beliebte. Er wohnte lange genug bei ihr, um sie zu kennen, wußte, daß es nur ein Mittel gab, ihrer Zungengeläufigkeit zu steuern: die Grobheit. Dazu fühlte er sich augenblicklich nicht aufgelegt. Im Grunde hatte sie ja auch recht. Das sah er in seiner jeweiligen Ernüchterung beim Erwachen ein; auch hatte sie ihm früher manche Gefälligkeit erwiesen, ihm sogar Kredit gewährt, wenn er mit dem Gehalte vor Monatsschluß fertig geworden war. Da durfte er ihr ihre Wohlmeinung nicht allzu übelnehmen.

So ließ er sie einfach weiterreden und dachte dabei an andere Dinge.

„Auch der tiefste Brunnen schöpft sich aus," sagte sie zum Schlusse, „und Millionäre sind schon fertig worden mit ihrem ganzen Reichtum. Wie sollen da vierzigtausend Gulden ewig dauern, wenn der Herr v. Sellmann auf einmal so viel gute Freunderln g'funden hat, die ihm so fleißig helfen, mit seinem Gerstl*) fertig zu werden. Hör'n S' auf mich, lieber Herr v. Sellmann, und schmeißen

*) Wienerisch = Vermögen.

S' alle diese sauberen Freunderln hinaus, und legen S' Ihnen das Geld hübsch an, daß 's etwas tragt. Einmal werden S' doch heiraten" — er sagte ihr sonst alles, von seiner Verlobung hatte er ihr aber noch nichts gesagt, um sich ungenierter geben zu können — „und Kinder kriegen, und dann is für die was da. Auch thäten S' jetzt am besten, wenn Sie wieder, nachdem Sie schon einmal dem früheren Chef aufgekündigt haben, in einer anderen Baukanzlei eine Anstellung suchen thäten, solang Sie keine selbständigen Bauaufträge kriegen. Früher haben S' immer g'jammert, daß Sie's nicht erreichen können; aber jetzt schauen S' Ihnen gar nit danach um. So thun S' es doch, lieber Herr v. Sellmann, Sie werden 's dann schon sehen: wer sucht, der findet. Sagen S', ich hab's g'sagt. Ich bin eine erfahrene Frau."

Sie hatte ihr möglichstes geleistet und ließ ihn nun allein mit seinem Briefe.

Er hatte ihn vor sich auf der Bettdecke liegen, ohne jede Neugierde, ihn zu lesen. Weil er von Vroni war! Ihr erster Brief an ihn, seit er wieder in Wien weilte.

Antwort auf seinen Brief war es nicht, da hätte sie ihn nicht über drei Wochen warten lassen, so fest war sie in ihrem überspannten Entschlusse, ihn während des Probejahres durch nichts an sie zu gemahnen.

Angenehmes konnte er nicht enthalten. Er hätte das gefühlt. So aber fühlte er nichts als Schuldbewußtsein. Ein verwünschter Zufall hatte ihm vor einigen Tagen einen Burschen von daheim begegnen lassen, gerade als er auf einer Praterfahrt in lustigster Gesellschaft war. Da hatte dieser Bursche zu Hause wohl davon geschwatzt, und die Bescherung war jetzt da: der Brief von Vroni!

Am liebsten hätte er ihn ungelesen gelassen. Schließlich lehnte sich sein Mannesstolz gegen diese feige Schwäche auf. Er erbrach den Brief und las:

„Lieber Matthias!

Ich hab' erfahren, daß Du jetzt gar so lustig lebst, da ist es halt am besten, wir werden jetzt schon einig, daß wir nicht zusammenpassen. Ich bin ein einfaches Mädel vom Land, an Arbeit und solides Leben gewöhnt und könnte gar nicht die elegante Dame spielen, Du aber bist ein feiner Stadtherr worden, der im Fiaker fährt und bei Tag schläft und bei Nacht nie zu Hause ist. Ich denk' mir halt, das Geld ist besser im Kasten für die Zukunft und arbeiten muß der Mensch, wenn er glücklich sein will; ich kränkte mich zu Tode, wenn ich sehen müßt', daß ich Dir zu ordinär bin. Ich geb' Dir also im Ernst Dein Wort zurück. Du hast mich nicht gern, sonst möchtest an mich denken und mir nicht das Herz brechen mit solchen Falschheiten wie die, daß Du mit anderen öffentlich im Wagen fährst und ihnen schön thust, auch Blumen kaufst und mit falschen Freunden Dein Geld zum Fenster hinauswirfst. So lebe wohl, Matthias, ich begrüße Dich unter tausend Thränen zum letztenmal.

Veronika Trieschitz."

Sein erstes Gefühl war das der Beschämung, als er mit dem Lesen fertig war. Dann regte sich der Groll in ihm, daß sie ihm so kurzer Hand den Abschied geben konnte.

Aber die Ernüchterung war da. Jäh, vollständig. Ihm war es, als erwache er aus einem wüsten Traum, der ihn zu einem Abgrund geführt, in welchen er unfehlbar hätte stürzen müssen, würde Vronis warnender Ruf nicht rechtzeitig erschallt sein.

Er zog die Bilanz der letzten Wochen, sah die Schmarotzerschar vor sich, die sich im Handumdrehen an ihn gehangen, ihn zu Ausgaben verleitet hatte für lustige Gelage, Wetten, Kartenspiel, Geschenke an Damen und uneinbringliche Darlehen an diese Parasiten.

Das holde Bild der fernen Braut war durch die Trennung abermals in ihm verblaßt. Jetzt aber sah er sie greifbar vor sich. Das seltsame Mädchen, wie lieblich es doch war! Ein süßes Rätsel mit sanfter Seele und entschlossenem Charakter, schnitt es sich ohne Zaudern mit fester Hand ins eigene Fleisch hinein und gab ihn frei!

Weiche Gefühle kamen über ihn. O ja, sie war ein liebes, herziges Geschöpf, meinte es gut mit ihm und treu, befand sich seinetwegen in Angst und Sorge, grämte sich ab und gab ihn frei, weil sie ihn treulos wähnte.

Ach, wäre sie jetzt nur da, wie wollte er sie trösten, herzen, mit seinen Küssen ihr die Ueberzeugung geben, daß ihm noch keine andere so lieb gewesen war wie sie.

Aber sie war nicht da! Er konnte ihr nur schreiben.

Und er schrieb, entflammt in seiner Phantasie, gerührt im Herzen:

„Liebste Vroni!

Dein Brief hat mich zur Besinnung gebracht. Ich sehe ein, ich habe gefehlt, weil ich mich dem Geldrausche überlassen habe. Aber Du kannst es mir aufs Wort glauben, daß ich mir Dir gegenüber nichts Ernsthaftes vorzuwerfen habe. Ein paar lustig verlebte Wochen, die mich Geld gekostet haben — ich werde es mir zur Lehre dienen lassen. Und jetzt geht der Ernst an, die Arbeit. Du wirst wieder von mir hören, aber nicht so bald. Den vollständigen Bruch nehme ich nicht an; ich füge mich nur in das Probejahr. Es wird vorübergehen, und dann komme ich wieder und werde Dich noch einmal fragen, ob Du mein sein willst fürs Leben. Bis dahin will ich arbeiten für unsere Zukunft. Nur aus den Augen bist Du mir — nicht aus dem Sinn, Du Liebe! Daran denke immer und bleib mir gut. Leb wohl einstweilen. Auf frohes Wiedersehen in treuer Liebe! Ganz Dein

Matthias."

Den Brief trug er sogleich selbst zur Post. Antwort kam aber nicht.

Eine Zeitlang wartete er voll Ungeduld darauf, dann fand er sich hinein, mit Groll über ihre Konsequenz, die ihm Störrigkeit und Härte schien, aber doch nur ein banges Schwanken in stiller Hoffnung und bitterem Zweifel war.

So harrte sie auf einen neuen Brief von ihm, er mußte ihr ja wieder, immer wieder schreiben, wenn er sie liebte, und hoffte still, daß er vielleicht gar kommen werde, um ihrem Herzen etwas Ruhe, ihrem Hoffen etwas Sicherheit zu geben. Allein er that nichts weiter, da sie schwieg. Er ließ die Dinge laufen, wie sie laufen wollten. Aus Gleichgültigkeit, glaubte sie — in Wahrheit mehr aus Trotz.

Das wußte sie nicht, sie wußte nur: er kam nicht, schrieb nicht. Das sagte ihr, woran sie war, und daß sie recht gethan — und daß es ihm erwünscht gewesen war.

Die Rosen auf ihren Wangen bleichten dahin. Der stille Gram fraß ihr das Herz ab. Sie hielt sich aber tapfer vor den anderen, gewährte keinem einen Einblick in ihre wunde Seele. Sie sagte sich nur, mit dem Matthias sei es jetzt aus, weil sie nicht zu einander paßten. Das glaubten ihr auch alle, das sahen alle ein: ein Landmädel taugt nicht für einen Lebemann, er nicht für sie. So war es gut, daß jetzt schon die Brautschaft ein Ende hatte.

Hätte ihm die Vroni nur ein kleines Lebenszeichen gegeben, er wäre dann sogleich zu ihr geeilt. Das stand in Matthias fest. So aber, nein! Er ärgerte sich über sie und — konnte ihr den Abschiedsbrief im Grunde nicht verzeihen. So tief hatte derselbe seine Eitelkeit verletzt, so sehr lehnte sich sein Selbstbewußtsein dagegen auf, sich durch weitere Annäherungen an die Zweiflerin zu demütigen.

Mochte es denn zu Ende sein! Ein kurzer, hübscher Traum, ein baldiges Erwachen, und ruhig ging die Welt ihren Gang weiter, und er mit ihr.

5.

Matthias konnte sich nicht mehr entschließen, seine Thatkraft im Dienste anderer zu bethätigen, nachdem er einmal die Freiheit und Unabhängigkeit gekostet hatte. Freilich blieben auch alle Schritte, die er unternahm, um mit einem Bau beauftragt zu werden, erfolglos; da konnte er nichts anderes thun, als es auf eigene Faust zu wagen.

Solange er nichts besessen hatte, war das sein einziger Wunsch gewesen; nur war mit dem Besitze nachgerade auch die Furcht vor Verlust über ihn gekommen. Das ließ ihn in weiser Erwägung von großen Plänen absehen und sich mit einem bescheidenen Anfang begnügen. Er wollte in einem mächtig aufblühenden Villenviertel ein Landhaus zum Verkauf bauen.

Da ließ ihn der Zufall, der in seinem Leben eine große Rolle spielte, mit einem Manne bekannt werden, der als Agent hauptsächlich in Geldgeschäften thätig war. Der wußte ihn mit großer Ueberredungskunst dahin zu bringen, daß er nun doch zu seinem alten Wunsche zurückkehrte und einen großen Bau in Angriff nahm, ein mächtiges Mietshaus in einem der belebtesten Stadtteile.

Der Agent verschaffte ihm — selbstverständlich mit ausgiebiger Wahrung seines eigenen Vorteils — den nötigen Kredit, und Matthias ging, geblendet von dem reichen Nutzen, der seinem Streben winkte, voll Feuereifer an das Werk. In fiebernder Schaffenslust entwarf er seine Pläne in unglaublich kurzer Zeit; während der Agent, unermüdlich auf der Suche nach dem geeignetsten Bauplatz, in der ganzen Stadt herumlief, wofür er sich natürlich ganz gehörige Diäten zahlen ließ.

Endlich war das Richtige gefunden. Ein Baugrund in einer halbausgebauten, neuentstandenen Straße eines südlichen Bezirkes, der, vor zwanzig Jahren noch öde Heide, nun ein mächtiger Stadtteil mit hohen Häusern und breiten Straßen geworden war.

Die Parzelle wurde erstanden, ein Heer von Arbeitsleuten aufgenommen, und die Erdaushebung nahm ihren Anfang. Um den Grund — wie üblich — trotz der strengen Vorschriften der herrschenden Bauordnung recht auszunützen, sollte das Haus bei zwanzig Fenstern in der Front nebst den erlaubten, aber durch die Bezeichnung stets umgangenen drei Stockwerken nach oben noch einen Halbstock, sowie ein Erdgeschoß besitzen. Der Grund schien in dem hochgelegenen, trockenen Stadtteil völlig sicher. Ein Umstand, der den jungen Bauunternehmer bewog, das Haus so hoch als nur irgend möglich und erlaubt zu machen.

Schon waren wahre Berge der braunen Erde ringsherum angehäuft, und noch immer gab Matthias den Befehl, tiefer zu graben.

Der alte, sachverständige Polier erhob bescheidene Einsprache dagegen. „Es könnt' was g'scheh'n," meinte er besorgt, „schon wegen dem Grundwasser."

Doch seine Warnungen waren vergebens. Nicht ganz drei Monate später stand der imposante Neubau bis zum Dach vollendet da. Förmlich wie aus dem Boden hervorgezaubert, mit jener fast unheimlichen Schnelligkeit hingebaut, wie es die Zeitströmung mit sich gebracht hat.

An einem herrlichen Herbsttage wurde vor der Feierabendstunde hoch oben an der äußeren Seite der Richtbaum, eine junge Tanne mit den bunten Fähnchen und Papierschleifen, angebracht, als frohes Zeichen, daß die Maurer und Zimmerleute ihr Werk vollendet und nun den Dachdeckern und Malern, Tischlern und Schlossern weichen mußten.

Und wieder wenige Wochen später war die innere Ausschmückung zum größten Teil vollendet. Nur noch die Zimmermaler und die Glaser hatten dabei zu thun, mühten sich ab, sobald als möglich fertig zu werden, weil ihrer auch schon anderwärts Arbeit harrte.

Die Straßenfassade war herrlich anzuschauen mit der reichen Stuccatur an den Fenstern in braunen Rahmen, mit hohen Spiegelscheiben. Dazu an den äußersten Fenstern der mittleren Stockwerke Balkons, in der Mitte ausgebauchte Erker, und das turmgekrönte Dach. Das Haus gehörte zu den stolzesten des ganzen Stadtteils. Der junge Meister konnte zufrieden sein mit dieser Probe seines Könnens. Es war ihm gar nicht bange, daß er lange auf einen Käufer werde warten müssen. Bisher hatte er freilich noch keinen gefunden, auch keine Eile, ihn zu finden, bezeugt. So sehr schmeichelte ihm auch das Bewußtsein des eigenen Besitzes....

Ein sonniger Oktobersonntag brach herein.

Den ganzen Vormittag über wurde im Hause rastlos gearbeitet. Als Matthias dann auch hinkam, sich von den Fortschritten zu überzeugen, konnte er die frohe Gewißheit mit sich nehmen, daß im Verlaufe einer Woche der letzte Arbeiter hinausziehen würde. Die gelben Papierstreifen mit den großgedruckten Worten: „Zu vermieten" konnten früher schon an sämtliche Fenster geklebt werden und das längst schon aufgenommene Hausmeisterpaar die ihm eingeräumte Wohnung im Erdgeschoß beziehen und seines Amtes walten.

Er ging das ganze Haus ab. Alles war in Ordnung. Das Mittagsläuten klang durch die sonnenwarme Luft, die Leute gingen fort, um den schönen Nachmittag für sich zu haben. Matthias entfernte sich zuletzt. Verödet lag das Haus da, still und tot.

Es war aber nicht tot. Ein unheimliches Leben be-

gann sich in dem Mauerwerk zu regen, kaum daß das letzte Menschenwesen draußen war.

Im tiefsten Grunde unten — gedrückt, belastet von dem ungeheuren Gewichte des stolzen Baues — empörten sich die durch Menschenhände aus ihrer Ruhe aufgestörten Geister der Natur, die diese selbst so endlos lange Zeit durch einen starken Erdwall gebändigt hatte. Von dem waren sie vor kurzem befreit worden und rangen unermüdlich danach, nun auch noch von dem letzten Reste, der sie hemmte, erlöst zu werden.

Ihren geheimnisvollen Ansturm an das Erdgewölbe, das diese riesige Hauslast trug, vernahm kein Menschenohr. Kein Menschensinn verspürte das leise Erzittern des Bodens. Und auch das leise Rieseln in dem Mauerwerk des Gebäudes blieb ungehört, und ungesehen der feine Sprühregen von Staub, der plötzlich aufwirbelte, und der Mörtel, der zugleich niederfiel.

Das ging so eine Zeitlang fort. Dann plötzlich sahen fremde Menschen, die mit dem Hause nichts zu schaffen hatten, nur daran vorbeigingen, daß die schöne Fassade auf der Straße an verschiedenen Stellen lange schmale Risse zeigte, nicht breiter wie ein mäßig starker Bindfaden vielleicht. Aber ein verständiger Mann benachrichtigte die Baupolizei davon.

Die Kommission war bald vor dem gefährdeten Hause. Auch hatte man schon nach dem Baumeister geschickt. Der äußere Augenschein erwies sich wohl bedenklich; doch konnte immerhin — so nahm man an — durch eine unverzügliche hergestellte Pölzung Unheil verhütet werden. Zunächst galt es nur noch, das Innere zu prüfen.

Die Kommission schob die Latten weg, welche einstweilen an Stelle des noch nicht eingefügten Thores die Thoröffnung versperrten, und betrat den Flur, dessen Steinboden mit kalk- und farbebespritzten Brettern belegt war.

Die festen Schritte der fünf Herren gaben einen dumpfen Widerhall in dem totenstillen Hause. Die leise Erschütterung pflanzte sich fort, eilte ihnen voraus, verlor sich in die Tiefe und half als letzter Anstoß den lauernden Gewalten dort unten loszubrechen. Eine verborgene Quelle war langsam aus dem Erdreich emporgesickert, hatte die Grundmauern unterspült, jetzt trat eine Erdsenkung ein.

Die Herren hatten den Flur noch nicht durchschritten, da war es plötzlich, als bekäme das Haus Leben, als dehnte, streckte sich ein ungeheurer Riese in den Gliedern. Ein Knattern, Krachen, Donnern ward vernehmbar, und eine dunkle, unheimliche Wolke kam von oben, hüllte das prunkende Stiegenhaus in ihren dichten Staub ein, der Verband der Mauern löste sich.

Die Naturkräfte waren Sieger über Menschenwerk geblieben. Das Haus drohte jeden Augenblick einzustürzen, und eilig flüchteten die Herren von der Kommission auf die Straße. Draußen sammelten sich alsbald Hunderte von Menschen an und starrten schreckensvoll zu dem Hause empor. Klaffende Risse zeigten sich in der Fassade, unten beginnend, nach oben in feinen Ausläufern verlaufend; die Balkone waren auseinandergerissen, die Fensterscheiben großenteils zerbrochen, die Fensterrahmen schief gezerrt wie im Schmerz verzogene Gesichter. Ein trauriger Anblick.

Ein junger Mann in elegantem Anzug bahnte sich gewaltsam einen Weg durch die angesammelte Menge, die immer dichter wurde. Er glich einem Wahnsinnigen mit seinem aschfahlen, verzerrten Antlitz und den unheimlich glühenden Augen, die in den Höhlen wild umherrollten. Mit der Rücksichtslosigkeit der Verzweiflung stieß er die dichtgekeilten Menschenmauern auseinander, bis er zu seinem Hause kam, das er vor wenigen Stunden so hoffnungsfroh verlassen hatte.

Das also war sein stolzer Bau, die Hoffnung seiner

Existenz, die Ehre seiner Künstlerschaft, sein einziger Besitz, dafür er sein Vermögen hingegeben, darauf er eine Schuldenlast gehäuft, die ihn nun auch zum Bankerotteur stempelte!

Aus, alles aus! Geld weg und Ruf und jede Hoffnung!

„Mein Haus! Mein Haus!"

Es war alles, was ihm über die Lippen kam, weil es sein ganzes Sein und Denken erfüllte.

In seinem tiefsten Herzen, ihm selbst beinahe nicht bewußt, regte sich aber auch noch anderes und schrie — nur für die anderen unhörbar — laut auf: „O Vroni, Vroni, wärst nur du mir jetzt geblieben!"

Wenige Augenblicke später ging eine Bewegung durch die vorderen Reihen der Menge, pflanzte sich nach rückwärts fort, ließ ein heilloses Gedränge entstehen, da jeder den unglücklichen Besitzer des Unheilshauses sehen wollte, wie er ohnmächtig hingestürzt war auf die Straße.

— — — — — — — — — — — —

Wenige Tage später wurde er auf Anordnung seiner geängstigten Hauswirtin einer Heilanstalt übergeben. Eine schwere Nervendepression war über ihn gekommen. Tiefe Melancholie umflorte sein Gemüt, machte ihn unempfindlich gegen jeden äußeren Eindruck, ließ ihn Speise und Trank und Schlaf verschmähen und wechselte nur zeitweilig mit Ausbrüchen wütender Verzweiflung ab. In solchen zertrümmerte er alles, was ihm erreichbar war, und schien förmlich tobsüchtig geworden zu sein.

Die Behandlung, die ihm in der Anstalt zu teil wurde, besserte seinen gefahrdrohenden Gemütszustand in wenigen Wochen so weit, daß die Aerzte seinen längst schon benachrichtigten Eltern die Mitteilung machen konnten, sie könnten nunmehr ihren Sohn besuchen. Er würde überdies in kürzester Zeit als vollständig geheilt entlassen werden.

Der Vater lag gerade an einem alten Rheumatismus, der ihn jeden Herbst befiel, darnieder; die Mutter aber kam schon am zweitfolgenden Tage an. Sie brachte statt des Gatten ein junges Mädchen mit, der Angst und Sorge in dem bleich gewordenen Gesichtchen geschrieben standen.

Bei ihrem unverhofften Anblick traten dem Genesenden die Freudenthränen in die Augen, halb jubelnd und halb schluchzend war der Laut, mit dem er ihren Namen nannte.

„Vroni!"

Sie konnte nicht mehr länger an sich halten. Weinend stürzte sie ihm an die Brust, schlang ihre Arme so fest um seinen Hals, als wollte sie ihn nimmer, nimmer freigeben.

„Matjas, mein lieber Matjas! Was mußt du g'litten haben! Und warst so allein!"

Ihre heißen Thränen netzten seine Wangen, träufelten sengend auf seine Hände herab. Er küßte sie ihr aus den lieben Augen, die um ihn schon so viel geweint hatten, besonders in der letzten Zeit.

„Jetzt ist alles gut," flüsterte er ihr zu. „Du bist selbst zu mir gekommen, Vronerl; so weiß ich, daß du mir treuer geblieben bist als das falsche Glück. Aber jetzt müssen wir erst recht aufeinander warten. Ich hab' ja gar nichts mehr als meinen Kopf. Muß wieder ganz von vorn anfangen. Ist's dir so recht?"

Sie nickte unter Thränen lächelnd. „Ich wart' auf dich, solange es sein muß, Matjas. Das heißt, wenn du nit lieber wieder eine Stelle annehmen willst, die uns erlaubt, daß wir uns bald heiraten können. Ich bin mit wenigem zufrieden. Dran denk immer, Matjas."

Die Mutter störte die langentbehrte Aussprache der Liebenden nicht. Sie hielt sich bescheiden im Hintergrunde und wartete geduldig, bis an sie die Reihe kam, ihren Einzigen zu begrüßen.

Dann aber herzte sie ihn dafür ab, wie damals, als er noch ein kleines Kind war; und was die Braut so glücklich begonnen, die Mutterliebe hatte auch ihr Teil daran, daß er schnell vollständig genas.

Er blieb nur noch wenige Tage in der Anstalt, dann schritt er hinaus in ein neues Leben. Ein anderer als er bisher gewesen war, ein Mann, der sich bescheiden konnte und einsehen gelernt, daß ein kleiner Anfang langsam aber sicher zum größeren Ziele führe.

Der Ernst des Lebens hatte ihn gewandelt, und die Sympathien der Menge hatte er durch sein Unglück für sich.

Die gerichtliche Untersuchung, der er sich unterwerfen mußte, ergab nichts Ungünstiges für ihn, im strengen Sinne konnte man ihn nicht einmal der Fahrlässigkeit zeihen, denn daß unter dem Baugrund in der Tiefe eine verborgene Quelle rieselе, hatte niemand vermuten können. Die Richter sprachen ihn frei.

Bald darauf fand er wieder Anstellung in einem großen Baugeschäft und konnte seine Vroni heimführen. Es geschah das just an jenem Tage, da das längst aufgegebene Probejahr zu Ende war. Und langsam ging das junge Paar einer freundlichen Zukunft entgegen. Sie brachte dem Manne schon nach Ablauf von zwei Jahren den ersten selbständigen Bauauftrag, ließ ihn denselben auch in tadelloser Weise ausführen. Es war eine größere Villa in reizendem Schweizerstil, die viel Aufmerksamkeit erregte und weitere Aufträge zur Folge hatte.

Das echte Glück ist nun bei ihnen eingekehrt.

Wie man mit Häusern umzieht.

Skizze aus Nordamerika. Von **E. D. Hopp.**

Mit 12 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

In der am Ufer des Hudsonstromes malerisch gelegenen Stadt Yonkers sollte vor einigen Jahren eine der Hauptstraßen, die noch aus älteren Zeiten herstammte und den heutigen Erfordernissen an Luft und Licht nicht mehr entsprach, verbreitert werden. Bei uns in Deutschland hätte man mehrere der durchweg backsteinernen Häuser zu dem Zwecke abgebrochen und die anderen an ihrer Tiefe verkürzt. Anders dort; da die Gebäude durchweg genügenden Hofraum besaßen, wurden sie auf Rollen gesetzt und durch eine Dampfmaschine allmählich um zehn bis zwölf Meter nach rückwärts bewegt. Ohne Zweifel waren die Kosten dieses Vorgehens beträchtlich, aber die Häuser blieben völlig erhalten. Da die Straße durch diese Verbreiterung ganz bedeutend an äußerer Ansehnlichkeit gewann und nun mit Schattenbäumen bepflanzt werden konnte, stieg der Wert der Grundstücke bedeutend. So war also der Vorteil doch auf seiten der Besitzer.

Ich wohnte damals auf der gegenüberliegenden Seite, die stehen blieb, und konnte an jedem Morgen, wenn ich aus dem Fenster blickte, wahrnehmen, daß die Entfernung zwischen dem von mir bewohnten Hause und meinem Gegen-

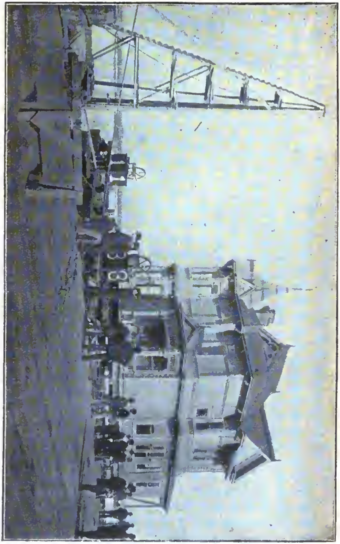
über größer geworden war. Die Sache kam mir anfangs recht märchenhaft vor; ein Beamter der „Rückcompagnie",



Ein Haus wird über die Humboldtbai in Kalifornien gestößt.

mit dem ich bekannt wurde, zeigte mir dann den einfachen Hergang und erklärte mir die Art der Ausführung. Man

kann sich ziemlich sicher darauf verlassen, daß es in Amerika wenig Wunderbares giebt, auch in technischer Beziehung;



Landung des Hauses auf der anderen Seite der Bai.

nur für kleine Handgriffe und Kunststücke haben die Amerikaner unleugbares Talent. Viele der berühmtesten

Techniker, so zum Beispiel Röbel, der Erbauer der Brooklyner Hängebrücke, sind übrigens Deutsche. Daß man in Deutschland mit Häusern nicht umzieht und sie nicht fortbewegt, liegt vielleicht daran, daß uns die Kosten ab-



Das Haus wird auf Rollhölzern an seinen Platz gebracht.

schrecken, während in Amerika das Geld flüssiger ist, leichter ausgegeben und eingenommen wird.

Das Fortbewegen von Häusern ist in den Vereinigten Staaten zu einer besonderen Spezialität herausgebildet, die für uns etwas Befremdendes an sich trägt. In der

achten Avenue der Stadt New York sah ich eines Tages ein Holzhaus mittlerer Größe stehen, das quer über die Straße fortbewegt und während dieser Zeit von seinen Bewohnern nicht verlassen wurde. Man kochte, schlief und lebte in dem Hause wie immer und ließ sich durch den Umzug in den täglichen Verrichtungen nicht stören.

Manche amerikanische Geschichten sind allerdings mit großer Vorsicht aufzunehmen; in Deutschland ist ein Bestreben vorhanden, den Schauplatz der offenkundigsten Münchhausiaden nach Amerika zu verlegen, da gewöhnlich



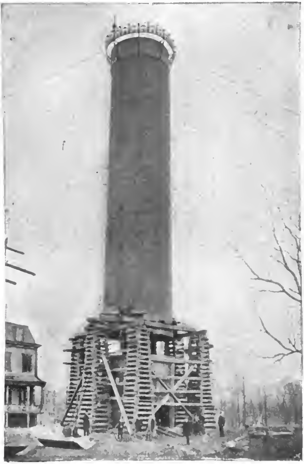
Das Emporschrauben des Hauses.

niemand vorhanden ist, der Orts- und Landeskenntnis genug besäße, um den Erzähler zu widerlegen; und da die Yankees an Reklamesucht und Großthuerei leiden und sich gerne wichtig machen, sind amerikanische Lügengeschichten weit verbreitet.

Zu den speziell amerikanischen Gepflogenheiten aber, die bei uns Aufsehen erregen und keine Märchen oder Aufschneidereien sind, gehört das Fortbewegen ganzer Häuser, wie wir es nun eingehender schildern wollen.

In Kansas traf ein Reisender vor wenigen Monaten eine große Stadt, der nur eine Kleinigkeit fehlte, nämlich die Bewohner und die Häuser. Sonst war alles vorhanden; in einer kolossalen Ebene waren enorme Straßen-

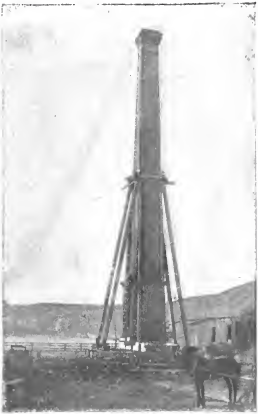
züge ausgesteckt, Pfähle mit Tafeln trugen wohlklingende Namen; für das Rathaus, das Gerichtsgebäude, die Schulen,



Emporschrauben eines Wasserturmes zu Mount Vernon im Staate New York.

Theater und Konzerthallen, für das Hospital, die Börse, die Banken und Bahnhöfe waren günstig gelegene Grundstücke bestimmt, Bretter mit riesigen Aufschriften klärten darüber auf, wo alle diese Herrlichkeiten zu finden waren

— natürlich nur im Projekt, denn in Wahrheit hatte diese große Stadt kaum zwanzig Häuser und wenig mehr als hundert Bewohner. Bei uns würde dies für einen Aprilscherz gelten, über den man lächelt, in Amerika sind solche Spekulationsgründungen nichts Ungewöhnliches.



Ein 125 Fuß hoher Schornstein wird in Chelsea (Massachusetts) über eine breite Straße bewegt.

Eine andere Stadt in Kansas wünschte sehnlichst einen Eisenbahnanschluß zu erhalten. Die Bahnunternehmer kehrten sich indes nicht an die Wünsche der Bewohner und führten die Linie sieben englische Meilen weit entfernt vorbei. Nun faßten die Bürger einmütig einen herzhaften Entschluß. Sie begannen mit ihrem Rathause, mit ihren Kirchen, Banken und Häusern umzuziehen an die Eisenbahn. Balken und Rollhölzer wurden gelegt und alle Gespanne und Dampfmaschinen der Ortschaft in Thätigkeit gesetzt. Den Bürgermeister, zwei Prediger und den ge-

samten Stadtrat an der Spitze bewegte sich die Bevölkerung nebst ihren Häusern langsam über die Ebene, bis sie den Anschluß an das Geleise erreicht hatte. Als Wochen darauf alles fertig war, feierte man einen Jubeltag und weihte die Stadt, die umgezogen war, ein.



Fortbewegen eines Bankgebäudes zu Newton (Massachusetts) über das Geleise einer elektrischen Bahn.

Aus dem nördlichsten Staate der Union, Maine, wird eine andere Umzugsgeschichte erzählt. Vor drei Wintern wollte ein Bürger in Muskongus mit seinem Hause nach Damariscotta übersiedeln und benutzte dazu den hartgefrorenen Schnee, der zwischen beiden Ortschaften liegt. Er setzte sein Haus auf einen großen schlittenartigen Untersatz und ließ es durch zwanzig Ochsen einen Hügel hin-

aufziehen, das Haus glitt dann den Hügel hinab bis auf den See und wurde schließlich mit Ochsen weiter nach Damariscotta gezogen. In diesem Falle handelte es sich



Haus in Chicago, mit dem ein Frontwechsel vorgenommen wurde.

wahrscheinlich nur um ein hölzernes Haus, das unmöglich groß gewesen sein kann.

Ueber einen anderen Umzug geben unsere Bilder Aufschluß. Der Advokat Sevier in Eureka, Kalifornien, besaß ein Haus in Arcata, einem Dorfe, das von Eureka durch die Humboldtbai am Busen von San Francisco getrennt ist. Er beschloß, dieses Gebäude nach Eureka zu schaffen, mietete sich zwei große Flöße und ließ das Haus auf dieselben, die sicher und eng verbunden wurden,

transportieren. Unsere Abbildungen auf S. 167 bis 169, die nach Photographien gezeichnet sind, zeigen das Hinüberschaffen des Hauses über die Bai, die Landung am Ufer von Eureka und das Weiterbewegen durch Eureka bis zu dem dafür bestimmten Platze. Herr Sevier hatte die Ausführung



Ein achttausend Tonnen schweres Haus in Chicago wird fortbewegt, um für eine Hochbahn Platz zu schaffen.

dieser Hausumsiedlung einer Gesellschaft übertragen, die für das glückliche Zustandekommen eine hinreichende Bürgschaft bot. Der Umzug verlief denn auch ohne Störung. Die Art, wie das Haus durch Schrauben emporgewunden wurde, um auf einen neuen Unterbau gesetzt zu werden, zeigt eine andere photographische Aufnahme (S. 170). Das Haus

wog über hundert Tonnen. Während des Umzuges hatten nur die Decken an mehreren Stellen kleine Beschädigungen erhalten, die indes so geringfügig waren, daß sie von zwei Leuten innerhalb eines Tages wieder ausgebessert werden konnten. Keine Scheibe war zerbrochen und nichts



Ein Steinhaus in Chicago wird gedreht.

aus den Fugen gegangen; in zwei Monaten wurde die ganze Arbeit verrichtet.

Eine besondere Spezialität ist in Amerika das Höherlegen und Erheben von Türmen. Ein bedeutender Wasserturm zu Mount Vernon wurde vor zwei Jahren fünfundzwanzig Fuß gehoben. Die Unternehmer, J. Blair & Comp. von Boston, befestigten den Turm durch Stahltrossen,

so daß er bei einem starken Sturme zwar ein wenig schwankte, doch nicht zu Falle kam. Der Turm wog an fünfzig Tonnen, war hundert Fuß hoch und hatte einen Durchmesser von zwanzig Fuß; durch Emporschrauben wurde er täglich um vier Fuß gehoben, bis er die gewünschte Höhe erreicht hatte. Die Vermehrung der Wasserkraft war durch



Ein Strandhotel in Brighton wird fortgerückt.

diese Hebung eine so ansehnliche, daß sich die Arbeit gut bezahlt machte. In Chelsea im Staate Massachusetts wurde ein 125 Fuß hoher Fabrikschornstein über eine breite Straße befördert; die dazu nötige Kraft lieferte ein einziges Pferd. In demselben Staate wurde unlängst in Newton ein Bankgebäude, das einer elektrischen Bahnanlage im Wege stand, dreihundert Fuß weit fortbewegt.

Seit den achtziger Jahren haben sich in den Vereinigten

Staaten große Gesellschaften gebildet, welche die Fortbewegung von Häusern kontraktlich übernehmen. In Chicago, das sich von allen amerikanischen Städten am schnellsten und großartigsten entwickelt hat, fand sich besonders nach dem großen Brande, der zur Neugestaltung eines Teiles der Stadt die Veranlassung bot, vielfach Gelegenheit, ältere Gebäude wegzurücken oder einen Frontwechsel mit ihnen vorzunehmen. So wurde vor einigen Jahren ein Haus von Süd nach Nord umgedreht. Unsere Abbildung S. 174 zeigt die Vorbereitungen, die dazu getroffen wurden. Noch größer war eine auf achttausend Tonnen berechnete Häusermasse, die fortbewegt wurde, um für eine Hochbahn Platz zu schaffen. Vierundzwanzig Männer mit achthundert Schrauben und sechshundert Rollhölzern arbeiteten zehn Wochen an der Bewältigung der Aufgabe, die glänzend gelöst wurde. Der Häuserkomplex wurde dreihundertfünfzig Fuß weit fortgerückt und erlitt nicht den geringsten Schaden. Herr Friestedt, der Vorstand der Aktiengesellschaft, die diesen Umzüg auszuführen übernahm, legte in einem an alle Hausbesitzer Chicagos gerichteten Rundschreiben die Vorteile dar, die das Fortbewegen großer Häuser vor dem Abbruch derselben bietet. In London, so führte er aus, giebt man dem Abbrechen der Häuser den Vorzug, wodurch viel wertvolles Material nutzlos verbraucht und zerstört wird, in Chicago rückt man die Häuser beiseite, um Platz für Hochbahnen zu gewinnen, oder man transportiert sie in die Vorstädte; wirtschaftlich ist der amerikanische Umzug der Häuser bei weitem vorzuziehen.

In demselben Jahre übernahm es Herr Friestedt, ein großes Steinhaus, das von seinen Bewohnern nicht verlassen wurde, von Nord nach Süd mit der Vorderseite umzudrehen. Auch dieser Umzug wurde ohne Unfall vollzogen.

In dem am Atlantischen Ozean gelegenen amerika-



Die Bahnstation in Motthaven (New York) wird fünfzig Fuß zurückbewegt.

nischen Badeorte Brighton drohte einem dortigen, dicht am Meere befindlichen Strandhotel Gefahr durch das Wasser, das bei hoher Flut und starken Stürmen das umfangreiche Gebäude unterspülte. Ursprünglich stand es sechshundert Fuß vom Meere entfernt; aber da wahrscheinlich eine langsame Senkung der Meeresküste stattfindet, hatte der Ozean sich immer mehr dem Hotel genähert und drohte binnen kurzem ein weiteres Bewohnen des Hauses unmöglich zu machen. Es hieß, das Hotel sei verloren und müsse abgebrochen werden. Indessen übernahm es im Jahre 1888 eine New Yorker Rückgesellschaft nach sorgfältiger Untersuchung der Verhältnisse, das Hotel vom Strande wegzutransportieren. Zuerst wurde das Gebäude gehoben und dann von sechs Lokomotiven auf hundertzwölf mit Fett und Talg eingeschmierten Rollen fortgezogen. Tausende von Zuschauern aus der Nachbarschaft hatten sich eingefunden, und der Transport gestaltete sich zu einem wahren Volksfest. Die Lokomotiven arbeiteten einen Augenblick, wie es schien, vergeblich, die Räder drehten sich, aber das Haus rührte sich nicht; nach einer halben Minute höchster Spannung erhob sich jedoch ein lautes Freudengeschrei der versammelten Menge. Das Hotel wanderte langsam, aber stetig landeinwärts und gelangte nach dem Verlauf mehrerer Tage sicher und wohlbehalten auf seiner neuen Wohnstätte an. Kaum geringeres Aufsehen erregte das Fortbewegen des Stationshauses zu Motthaven im Staate New York, das fünf Jahre später stattfand. Dieses Bahnhofsgebäude war hundertfünfundachtzig Fuß lang und hatte einen achtzig Fuß hohen Turm. Die Millersche Rückgesellschaft bewegte es in fünf Tagen um fünfzig Fuß zurück und, wie es in dem Berichte eines Lokalblattes hieß, „kein Kalkkörnchen fiel dabei von den Decken".

Darf der Arzt das Leben des Kranken abkürzen?

Beantwortung einer alten Streitfrage.

Von Dr. Kreusner.

(Nachdruck verboten.)

Schon der berühmte englische Kanzler und Humanist Thomas Morus erörtert an einer Stelle seiner 1516 erschienenen „Utopia" die seitdem oftmals besprochene Frage, ob man unheilbare Kranke unter Umständen töten dürfe. Daß dieses in Gesprächen so oft berührte Thema nicht nur überhaupt praktische, sondern oft auch geradezu verhängnisvolle Bedeutung gewinnen kann, bewies erst vor wenigen Jahren folgender Fall. Die junge Frau eines deutschen Arztes erkrankte nach kurzer glücklicher Ehe an einer zweifellos tödlichen Krankheit. Die von den unerträglichsten Schmerzen Gefolterte, deren Ableben mit Sicherheit in kurzer Frist zu gewärtigen war, bat ihren Gatten flehentlich um Erlösung von ihren Qualen; dieser verstand sich endlich dazu, ihr das betäubende tödliche Gift zu reichen und setzte so dem Leben der geliebten Dulderin ein Ende. Die That wurde ruchbar, der Arzt vor Gericht gestellt und trotz des Nachweises der absoluten Tödlichkeit des Leidens und der damit verbundenen außerordentlichen Qualen verurteilt.

Aehnlich erging es einem Kreisarzte in Sitomir (Russisch-

Polen). In der Branntweinbrennerei eines benachbarten Gutes war eine Kesselexplosion erfolgt. Der im zusammenstürzenden Heizhause befindliche Kesselwärter lag, von dem ausströmenden Dampfe halb verbrüht, mit gebrochenen Gliedmaßen und einer schweren Weichteilverletzung eingeklemmt zwischen den Trümmern des Gebäudes und flehte unter herzbewegenden Worten den Arzt an, ihm den Tod zu geben. Auch hier hatte die Willfährigkeit des Arztes seine Verurteilung zur Folge.

Im Jahre 1887 ging das französische Vollschiff „L'Indépendance" von Pernambuco mit Kaffee nach Havre in See. Unterwegs brach Feuer auf dem Schiffe aus und zwang die Bemannung, ihre Zuflucht auf den Booten zu suchen. Zwei dieser Boote sind verschollen; das dritte irrte auf dem wenig befahrenen Kurse eine Reihe von Tagen umher, ohne daß ein Schiff in die Nähe gekommen wäre. Inzwischen ging den Schiffbrüchigen das Wasser aus. Dieser Umstand, sowie die übermäßige Hitze in dem schutzlos den Sonnenstrahlen preisgegebenen Boote bewirkten es, daß der jüngste Insasse, ein sechzehnjähriger Schiffsjunge, in ein nervöses Fieber verfiel, in dessen lichten Momenten er selber auf das dringlichste seine Tötung verlangte. Der Anblick des Leidenden und seine Schmerzensrufe drohten den Rest des Mutes und die Disziplin unter der Mannschaft zu untergraben, und so wurde denn einstimmig der Tod des armen Burschen beschlossen und von dem ältesten Oberbootsmann auch wirklich vollzogen. Wenige Stunden darauf nahm ein Dampfschiff die Ueberlebenden auf, welche in Brest vor Gericht gestellt und verurteilt wurden, vor Vollzug der Strafe indes vom Präsidenten der Republik Begnadigung erhielten.

In der österreichischen Armee erzählt man sich noch heute zahlreiche Fälle aus der Zeit der Aufstände in der Krivoscie, daß hoffnungslos verwundete und nicht trans-

portfähige Offiziere sich selber den Tod gaben oder sich von einem treuen Untergebenen töten ließen, um nicht in die Hände blutdürstiger fanatischer Moslems zu fallen. Auf dem Schlachtfelde von Adua in Abessinien sollen neuerdings viele italienische Offiziere in gleicher Weise gehandelt haben, um nicht von den barbarischen Scharen des Negus gemartert und verstümmelt zu werden.

Wenn man in Fällen der vorerwähnten Art den natürlichen Impulsen folgt, wird man, wie dies in Gesprächen ja auch oft genug geschieht, gewöhnlich ohne weiteres geneigt sein, dem Leidenden ein Recht auf einen schnellen Tod zuzugestehen. Speziell wird auf dem Schlachtfelde die Tötung eines Schwerverwundeten auf dessen ausdrückliches Verlangen auch in der Regel keine schwerwiegenden Konsequenzen zur Folge haben. Anders aber liegt die Sache bei den im gewöhnlichen Leben vorkommenden Fällen, und es dürfte wohl am Platze sein, einmal etwas eingehender folgende Fragen zu erörtern:

Hat ein Kranker ein Recht auf seinen Tod, wenn sein Zustand aussichtslos und seine Qualen unerträglich sind? Darf er den Anspruch erheben, von seinen Angehörigen oder dem Arzte die Herbeiführung eines schnellen und schmerzlosen Endes zu verlangen? Darf der Arzt unter solchen Umständen den Tod durch positives Eingreifen oder durch Unterlassungen beschleunigen? Die rein juristische Beantwortung der ersten Frage hängt nun offenbar zunächst davon ab, ob es Krankheitsfälle giebt, bei denen durch einen künstlich herbeigeführten Tod keinerlei Rechtsgut, weder ein solches des Sterbenden, noch ein solches der Angehörigen oder der Allgemeinheit verletzt wird. Wenn das Leben des Kranken jedwede Spur von Wert sowohl für diesen selbst als auch für seine Familie eingebüßt hat, dann wird durch eine Beschleunigung des Endes niemand geschädigt, und es wäre vom philosophischen

Standpunkte aus nicht abzusehen, warum man eine solche in jeder Beziehung unnütze und qualvolle Existenz nicht einfach abschneiden sollte. Auszuscheiden sind hier freilich jene zahlreichen Fälle, in denen wohl der Betreffende ein Interesse an seinem eigenen Tode haben kann, aber durch fremde Rücksichten und Verpflichtungen moralisch ans Leben gebunden ist.

Abgesehen aber von diesen Bedenken kommt wohl tagtäglich der Fall vor, daß ein unheilbar Kranker sich ernstlich den Tod wünscht, der auch nach rein menschlichem Ermessen begründete Ursache dazu hat, daß eine Beschleunigung seines Endes in seinem eigenen Interesse wie in dem der Angehörigen nur dringend gewünscht werden kann. Ein Krebskranker, bei welchem der carcinomatöse Prozeß die edelsten Organe ergriffen hat, und dessen Ende mit Sicherheit binnen wenigen Wochen oder Monaten zu erwarten ist, oder ein an Paralyse, das heißt Gehirnerweichung im vorgerückten Stadium Erkrankter, dessen Geist bereits vollständig umnachtet ist, der nur noch tierische Laute lallt, nicht mehr im stande ist, sich zu bewegen, und nur noch eine lebende Fleischmasse mit den rein tierischen Funktionen der Nahrungsaufnahme und des Stoffwechsels ist, bis eines Tages lebenswichtige, die Herz- und Lungenthätigkeit regulierende Gehirnzentren vernichtet werden oder ein dazwischen verlaufendes Leiden wie Lungenentzündung oder Blutvergiftung das Ende herbeiführt, sind passende Beispiele hierfür. Ein solches Leben hat für niemanden mehr Wert. Wäre es denn nun nicht besser, diese voraussichtlich noch langen Qualen kurzer Hand abzuschneiden und der Familie, welche vielleicht ihre letzten Spargroschen der Fortfristung dieses unfehlbar dem Tode geweihten Lebens opfert, das kleine Kapital zu erhalten, das auf diese Weise nutzlos verbraucht wird, andernfalls aber die Grundlagen einer neuen Existenz geben und die Hinterbliebenen vor

dem Herabsinken ins Elend schützen könnte? Die Hauptschwierigkeit, diese Frage allgemein mit Ja oder Nein zu beantworten, liegt in der Feststellung des Begriffs „unheilbare Krankheit".

Der Arzt, welcher Bauchfellentzündungen nach Verletzungen der Eingeweide oder nach Eröffnung der Bauchhöhle durch eine verunreinigte Wunde bisher immer tödlich enden sah, wird für sich die Ueberzeugung von dem fast unvermeidlichen Ende des Kranken haben. Eingedenk der Thatsache aber, daß unter zweihundert gleichen Fällen doch durchschnittlich einmal wie durch ein Wunder Genesung eintritt, wird er zurückhalten mit dem Verdikt „Rettungslos verloren", welches dem Kranken wie den Angehörigen den letzten Hoffnungsschimmer raubt. Ebenso giebt es zahlreiche Fälle chronischer Krankheiten, namentlich von Lungentuberkulose, die allerdings vielfach mit dem Tode endigen, sich aber trotzdem zuweilen noch recht lange hinziehen und in einzelnen Fällen sogar mit Genesung enden. Eine über uns Menschen thronende Macht könnte hier freilich, das unermeßliche Leid von Hunderten, die nutzlos leiden, gegen die seltene Möglichkeit einer vereinzelt dastehenden Gesundung abwägend, sich ein Recht auch über das Leben dieses letzteren anmaßen; ein Arzt aber, der sich der menschlichen Unvollkommenheit im allgemeinen und der objektiven Grenzen des medizinischen Wissens im besonderen wohl bewußt ist, wird sich darüber nicht hinwegsetzen können.

Hierzu kommt ferner, daß nicht jede unheilbare Krankheit notwendig mit unerträglichen Schmerzen verknüpft sein muß. Ein Tuberkuloser in den Endstadien seines Leidens ist nicht nur nach dem heutigen Stande des medizinischen Könnens, sondern ganz allgemein als verloren zu betrachten; sein subjektives Befinden ist aber glücklicherweise in den meisten Fällen ein derartiges, daß er die

Nähe seines Endes kaum ahnt und sich häufig noch in den letzten Tagen seines Daseins mit der Hoffnung auf Genesung schmeichelt und weitausschauende Pläne entwirft. Aber selbst trotz unbeschreiblicher Schmerzen klammern sich viele an das sichtlich schwindende Leben an und brechen in lauten Jammer aus, daß sie schon jetzt vom Lichte des Tages scheiden müssen; denn auch in diesen ernsten Augenblicken ist der seelische Zustand der Menschen verschieden und unberechenbar, und nur wenige sind solche Helden wie jener General v. François, der, als er in der Gefechtslinie des neununddreißigsten Regiments tödlich getroffen bei Spicheren zu Boden sank, in die Worte ausbrach: „Es ist ein schöner Tod auf dem Schlachtfeld; ich sterbe gern, denn ich sehe, daß das Gefecht vorwärts geht."

Nicht zu unterschätzen sind ferner die Zweifel, ob es einem Kranken wirklich mit dem Wunsche, zu sterben, ernst ist; denn auch wenn er denselben noch so oft in der entschiedensten Form ausspricht, muß man in Rechnung ziehen, daß er ja weiß, daß seinem noch so energischen Verlangen keine Erfüllung gewährt wird.

Es ist geradezu unmöglich, über alle diese schwerwiegenden Bedenken sich hinwegzusetzen. Wenn man es aber auch vermöchte und ein Recht auf den Tod anerkennt, sobald der ernstliche Wille eines Kranken mit der wissenschaftlichen Gewißheit der Nutzlosigkeit und Qual des Fortlebens zusammentrifft, erhebt sich die Frage nach der Verantwortlichkeit. Der behandelnde Arzt, selbst wenn er, was nicht der Fall ist, vor den strafrechtlichen Folgen dieses Handelns geschützt wäre, und wenn er das Vertrauen des Kranken und seiner Familie in noch so hohem Grade besäße, kann sich unmöglich auf Grund seiner eigenen, wenn auch noch so wohl begründeten Ueberzeugung zum Herrn über Leben und Tod aufwerfen. Er wird diese ungeheuerliche Verantwortung immer von sich abweisen müssen.

Ebenso unpraktisch ist der Vorschlag, der thatsächlich gemacht worden ist, den Kranken vor Richter und Zeugen den Willen, zu sterben, erklären und dann über die Statthaftigkeit durch ein Konsilium von Aerzten entscheiden zu lassen. Denn kein Kranker, wenn er sich auch noch so sehr mit dem Todesgedanken ausgesöhnt hat, wird sagen: „Jetzt ist der richtige Moment dazu gekommen", und dasselbe gilt ohne Zweifel auch von seinen Angehörigen. Es ist leichter, von einer höheren Macht die Beendigung des Lebens zu erflehen, oder sich mit dem thatsächlich eintretenden Tode abzufinden, als selber moralisch oder physisch an der zeitlichen Verkürzung eines Menschenlebens mitzuwirken. Dann erstlich können sich in der Zeit zwischen der Fassung des Beschlusses und der Ausführung Wille und Ansichten des Kranken und seiner Angehörigen ändern und wenn dann die Ausführung schließlich ohne ihr Vorwissen erfolgte, würde natürlich den Arzt der Vorwurf des Mordes treffen, sobald die in den vorhergegangenen Krankheitswochen auf den Angehörigen lastenden seelischen Qualen und Aufregungen nachgelassen und einer milderen Trauer um den Dahingeschiedenen Platz gemacht hätten.

Eine derartige Beschlußfassung, wenn sie auch noch so sorgfältig und bedacht vorgenommen würde, müßte immer den Eindruck eines Lynchgerichtes hinterlassen, bei welchem unbefugte Richter über Leben und Tod zu Gericht gesessen hätten; die Ausführung aber hätte immer für alle Beteiligten den Charakter einer Hinrichtung. Hinterher kämen dann allmählich die Bedenken. Alles menschliche Wissen ist Stückwerk. Dem tüchtigsten und nervenfestesten Arzt würde davon nur eine Erinnerung der peinvollsten Art zurückbleiben; in wie viel höherem Grade würde das aber bei der Familie des Verstorbenen der Fall sein, sobald die stürmischesten Affekte sich beruhigt hätten! Die

Hoffnung, welche uns alle vielleicht nur als ein trügerisches Scheinbild durch das schwere Leben äfft, aber trotz alledem der Stecken und Stab des Menschen ist, durch dessen Stütze wir das Dasein zu ertragen vermögen, würde in rückschauender Hinsicht uns einflüstern, daß wir eigenmächtig die entfernte Möglichkeit der Genesung abgeschnitten haben. Wenn dann Arzt und Verwandte des Verstorbenen sich gegenseitig die Verantwortung zuschieben würden, müßte der erstere schon deswegen den kürzeren ziehen, weil ihm mit Recht vorgehalten werden könnte, daß er als der einzige in solchen Momenten ruhig Ueberlegende zur Ausführung des unter den niederdrückendsten psychischen Einflüssen und in der Ekstase des Schmerzes gefaßten Entschlusses seine Hilfe einfach nicht hätte leihen dürfen.

Sehen wir nun von der moralischen Seite der Frage gänzlich ab, um nur das geltende positive Recht ins Auge zu fassen, so ahndet allerdings das deutsche Reichsstrafgesetzbuch derartige Eingriffe in das Leben unheilbar Erkrankter, wenn sie auf den ausdrücklichen Wunsch des Leidenden erfolgt sind, nicht als Mord oder Totschlag. Gleichwohl erblickt es in der Ausführung einer solchen That ein Vergehen gegen das Leben und belegt es mit schwerer Freiheitsstrafe. Anders das österreichische Recht, welches weder den festen Willen zu sterben bei dem Kranken noch das innige Mitgefühl des anderen Teiles gelten läßt. Da auf seiten des Arztes sowohl Vorsatz als auch Ueberlegung bejaht werden muß, so bestraft es den Betreffenden nicht wegen Totschlages, sondern bedroht ihn wegen Mordes mit dem Tode; hier ist dann das einzige Mittel, einer übermäßigen Härte des Gesetzes vorzubeugen, die kaiserliche Gnade, welche in Wirklichkeit wohl nie vergebens angerufen werden würde. Der deutsche Gesetzgeber erlaubt dagegen zum Beispiel dem Arzte, „mit Einwilligung der Mutter" das Leben derselben im Wochenbett durch eine

hochgefährliche Operation aufs Spiel zu setzen, wenn dadurch das Leben des Kindes gerettet werden kann.

Offenbar ist in allen Gesetzgebungen der verschiedenen Länder die Anschauung maßgebend gewesen, daß, wer einen Schwerkranken auf dessen Verlangen tötet, mag er nun Arzt sein oder nicht, sich an dem höchsten von unserer Staatsordnung geschützten Rechtsgute, dem Leben, vergreift. Es hieße ja auch den ungeheuerlichsten Schandthaten Vorschub leisten, wenn man ein gesetzliches Recht auf den Tod schaffen wollte, welches jedenfalls oft mißbraucht werden würde. Darum muß jedes derartige Handeln, mag es immerhin von dem heißesten Mitleid und der reinsten Nächstenliebe eingegeben sein, der Bestrafung zugeführt werden. Sie sollte aber natürlich nicht auf Tod lauten; denn den aus Mitleid gegen das Gesetz fehlenden Arzt oder Anverwandten auf gleiche Stufe mit einem aus Haß, Gewinnsucht oder aus sonst einem unedlen Motive handelnden Mörder stellen zu wollen, ist doch offenbares Unrecht. In besonders berücksichtigungswerten Fällen kann dann noch das Begnadigungsrecht alle nachteiligen Folgen, wie in dem oben erzählten Falle des französischen Schiffsjungen, abwenden.

Mag der einzelne Mensch im Falle schweren Leidens, was nun einmal nicht zu verhindern ist, selber seinem Leben ein Ende setzen, ein Recht, den Tod für sich von anderen zu fordern, können wir ihm auch in Zukunft moralischerweise nicht zubilligen. Denn es fehlt die höhere Instanz, vor derem gerechten und unwiderruflichen Machtspruch sich alle willig beugen würden und welche durch das geläutertste menschliche Wissen und Wollen nicht ersetzt werden kann. Die Realisierung eines Anspruches auf den Tod ist daher auch in Zukunft, sowohl vom rein materiellen, wie vom idealen Standpunkte aus betrachtet, ganz aussichtslos.

Etwas ganz anderes ist es, wenn es sich darum handelt, einem schmerzgefolterten, rettungslos dem Tode verfallenen Menschen durch Verabreichung narkotischer Substanzen ein sanfteres Ende oder, wie der technische Ausdruck lautet, „Euthanasie“ zu bereiten. Auch hier wird neben manchem Nebensächlicheren in erster Linie zu bedenken sein, daß man damit in der Regel die Dispositionsfähigkeit aufhebt, welche in den letzten Lebensstunden ja oft von großer Bedeutung sein kann. Abgesehen davon aber kann es häufig für alle Beteiligten, am meisten aber für den Kranken selbst eine nicht zu unterschätzende Wohlthat sein, wenn in solchen berücksichtigungswerten Einzelfällen das Leben statt unter entsetzlichen Schmerzensschreien durch Darreichung einer genügend großen Dosis Morphium u. s. w. im Halbschlummer oder in der Betäubung ausklingt.

Auf dem jüngsten gerichtlich-medizinischen Kongreß in New York hat Clark Bell vom juristischen Standpunkt aus das Recht zur Schaffung eines Gesetzes verteidigt, welches die Abkürzung des Lebens in besonders gearteten Fällen erlaubt. Es läßt sich darüber streiten, ob nicht die Staatsgewalt, welche nicht nur den todeswürdigen Verbrecher dem Nachrichter überantwortet, sondern sogar Hunderttausende friedliebender Menschen, oft wegen recht geringfügiger oder ungerechter Interessen, in die männermordende Feldschlacht treibt, die fakultative Tötung des Kranken bei dessen Einwilligung für erlaubt und straffrei erklären könnte. Gegen eine derartige Gesetzgebung würde sich aber, wenn sie wirklich Rechtskraft erlangte, das öffentliche Rechtsbewußtsein sicher bald genug mit aller Macht aussprechen.

Noch heute herrscht nicht nur in den ungebildeten Volksschichten, sondern manchmal so hoch hinauf, wie man es gar nicht vermuten sollte, Vorurteil und schweres Mißtrauen nicht nur gegen das ärztliche Können, sondern sogar auch

gegen das Wollen. Bei jeder größeren Epidemie bemächtigt sich, namentlich in den Ländern mit romanischer oder slawischer Sprache, großer Volkskreise der Glaube, daß die Aerzte den Kranken vergiften wollen. Ebensowenig ist in den deutschen Alpenländern beim gewöhnlichen Volke der Glaube auszurotten, daß fromme, der werkthätigsten, barmherzigen Nächstenliebe sich widmende Bruderschaften zur Bereitung besonders heilkräftiger Medikamente alljährlich einen Menschen töten dürfen. Es ist geradezu unberechenbar, in welchem Maße der Glaube an derlei unsinnige Dinge an Boden gewinnen würde, wenn ein Recht auf Abkürzung des menschlichen Lebens bestände und wirklich geübt würde.

Der Gedanke an ein schmerzvolles, langsam heranschleichendes Ende ist furchtbar genug, um vielen Menschen, die tiefer zu denken gewohnt sind, auch in gesunden Tagen einen erklecklichen Teil des Lebensgenusses zu verkümmern, und der Wunsch, dereinst einen schmerzlosen Tod zu finden, ist ohne Frage ganz allgemein. Trotzdem ist nicht anzunehmen, daß selbst in langen Zeiträumen die Anschauungen des Menschen sich dahin ändern könnten, die fakultative Tötung Schwerkranker zum Gesetz zu erheben. Am allerwenigsten werden hierzu die dem brutalen Egoismus entlehnten Gründe beitragen, welche ein gegenwärtig vielfach Mode gewordener Philosoph anführt, um ein Recht auf Beseitigung der Kranken und Invaliden zu begründen. Nietzsche behauptet an einer Stelle seines Werkes „Götzendämmerung", daß der rettungslos Kranke und Sieche ein Schädling, ein Parasit am Stamme der Menschheit sei, der einfach nur deshalb getötet werden müsse, weil er anderen Menschen Licht und Luft und Brot wegnimmt. Eine derartige Ansicht müßte, wenn sie allgemeine Geltung erlangte, alle Familienbande, jede staatliche Ordnung sprengen; sie paßt für den Standpunkt des rohesten Wilden,

der die alternden Eltern totschlägt, weil sie schwach und arbeitsuntüchtig geworden sind. Gegen eine derartige „Herrenmoral", welche allerdings nur Bestien züchtet, kehren sich Herz und Verstand in gleicher Weise. Der genannte Denker, dessen Geist auch seine Gegner gern Anerkennung zollen, und der jetzt in geistiger Umnachtung, behütet von aufopfernder Verwandtenliebe, sein Leben weiterfristet, wäre das erste Opfer der eigenen Theorie geworden, während die für ihn wirkende Verwandtenliebe in Wahrheit die beste und schlagendste Widerlegung seiner Theorien ist.

Die Humanität der Gegenwart mag vielleicht manches Menschenleben künstlich verlängern, dessen Existenz im Grunde genommen weder für die betreffende Person selbst noch für die Gesamtheit nützlich und erwünscht ist. Der einzelne wie der Gesetzgeber darf sich jedoch nie auf den Nietzscheschen Standpunkt des Tierzüchters stellen, der diejenigen ausmerzt, welche das Bestehen und die Qualität der Rasse gefährden. Solange Mitleid in der Menschenbrust wohnen wird und staatliche und Familienbande die Menschen zusammenhalten werden, wird man auch am siechen Leben sich nicht vergreifen dürfen, und der Arzt insbesondere wird immer nur dazu berufen bleiben, das Leben nach Möglichkeit zu verlängern, nicht es zu verkürzen.

Durch das Kinzigthal.

Eine Schwarzwaldwanderung. Von **Max Rudolf.**

Mit 13 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Unter den zahlreichen Schwarzwaldflüssen ist einer der bedeutendsten die Kinzig, die, am östlichen Gehänge dieses Gebirges entspringend, es quer durchschneidet, um sich bei Kehl in den grünen Rhein zu ergießen. Durch dieses Querthal der klaren, munteren Kinzig wird der ganze Schwarzwald in eine größere südliche und eine kleinere nördliche Hälfte geschieden: jene heißt der obere, diese der untere Schwarzwald.

Die badische Schwarzwaldbahn gehört nicht nur wegen ihrer landschaftlichen Reize, sondern auch durch ihre baulichen Anlagen zu den hervorragendsten Gebirgsbahnen. Sie umfaßt die ganze Strecke von Offenburg bis Villingen und Donaueschingen und von dort weiter bis nach Singen und Konstanz. Die wegen ihrer kühnen Bauten zur Ersteigung der Schwarzwaldhöhe von Westen her am meisten bewunderte Strecke ist die von Hausach bis Villingen, welche Strecke ungefähr 53 Kilometer umfaßt.

Bei Hausach zweigt von der Hauptstrecke die Kinzigthalbahn ab, die zuerst in östlicher Richtung bis Schiltach

führt und dann nach Nordosten in der Richtung auf Freudenstadt läuft. Man hat auf diese Weise die bequemste Gelegenheit, dieses anmutige, an hübschen Ortschaften und malerischen Schlössern reiche Schwarzwaldthal kennen zu lernen. Wer ein Freund des Fußwanderns ist, wird seine Mühe wohl belohnt finden, wenn er wenigstens von



Schloß in Wolfach.

Hausach bis Alpirsbach die Bahn verschmäht und „auf Schusters Rappen“ fürbaß zieht.

Das Städtchen Hausach selbst wird von einem malerischen, jetzt dem Fürsten von Fürstenberg gehörigen Schloß überragt, das die Franzosen im Feldzuge von 1643 ausgebrannt haben. Von Hausach fahren oder wandern wir nun durch das tief einschneidende Thal an der Kinzig entlang durch prächtige Gegend nach Kirnbach, der Eingangsstation für das romantische Kirnbachthal, und weiter nach dem schöngelegenen badischen Amtsstädtchen Wolfach, das einen bedeutenden Holzhandel besitzt. Die Umgebung

ist reich an hübschen Punkten, und der Ort wird als Sommerfrische neuerdings viel aufgesucht.

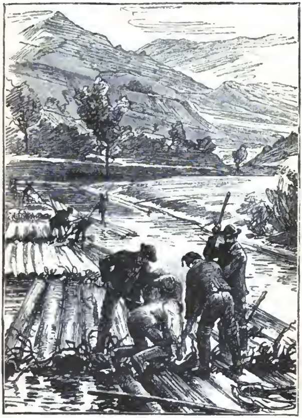
Wir besuchen das „Köpfle" und gehen von dort weiter nach der herrlich gelegenen Waldkapelle St. Jakob und



St. Jakob bei Wolfach.

nach der Ruine des Stammschlosses der Herren v. Wolfach, deren Grabstätte sich in der Kirche des Ortes befindet. Letzterer fiel nach dem Erlöschen dieses Herrschaftsgeschlechts an das überaus reich begüterte Haus Fürstenberg. Die Straße zur Stadt geht durch das Thor von Schloß Wolfach; in den Schloßhof führt ein prächtiges Renaissancethor.

Und weiter geht es an der plätschernden Kinzig entlang, von deren Fluten jahraus, jahrein so manche schlanke Schwarzwaldtanne zum Rhein befördert wird, um dann von diesem bis zur Nordsee getragen zu werden. Wenn



Einbinden eines Floßes.

die nächste Eisenbahnstation weitab von dem Stand- und Schlagort der Bäume liegt, so stellt sich die Beförderung des Langholzes auf dem Wasserwege wesentlich billiger. Seit der Vermehrung der durch den Schwarzwald führenden Bahnlinien hat naturgemäß die Flößerei stark abge-



Flößer auf der Kinzig.

nommen, nachdem sie bereits vorher durch die Neuanlage von Holzabfuhrwegen und die erhöhte Benutzung der Kinzig zu gewerblichen Zwecken stark zurückgegangen war.

So gingen beispielsweise im Jahre 1873 noch 160 Flöße die Kinzig hinab, 1883 nur noch 56; jene stellten einen Wert von zwei Millionen Mark, diese dagegen nur einen solchen von 420,000 Mark dar. Von dem Fällungsplatze im Walde „riest“ man zunächst einen Stamm nach dem anderen auf steil abfallenden, rinnenartigen Wegen bis zum Stapelplatz am Wasser, wo das „Einbinden“

vor sich geht. Mittels Tauen aus gedrehtem Holz bindet man die Stämme zusammen, von denen sechs bis zwölf nebeneinander ein „Gesteer“ bilden. Die neben- und hintereinander gefügten Gesteere bilden das Floß, das nun durch die Kraft des vorher an der betreffenden Stelle angestauten Wassers flott gemacht wird. Schnell schießt es über die Stauvorrichtungen, welche Weiher und Teiche genannt werden, hinab; vorn auf dem ersten Gesteer, dem „Vorplätz“, steht der Steuermann an seinem Ruder, die übrigen Flößer helfen ihm mit Stangen, das Floß in seiner Richtung zu halten. Um das Fahrzeug anhalten oder seinen zu starken Lauf hemmen zu können, befindet sich hinten eine „Sperre“ (oft auch mehrere), die der Sperrmann zu bedienen hat. Diese Vorrichtungen findet man aber nur an den größeren Flößen der Kinzig und Schiltach; bei den leichten Flößen der wilderen Seitenbäche mit ihrem starken Gefälle fehlen sie.

Die Flößer sind durchweg große, stämmige Gestalten mit markigen Zügen, deren ernster, verschlossener Ausdruck etwas Seemännisches hat. Ihr Gewerbe ist mühselig und gefahrvoll. Auf den glatten, nassen Holzstämmen steht man niemals sicher, und wenn das leichte Gebinde gar in unaufhaltsamem Lauf zwischen Felsblöcken in dem engen Flußbett dahinsaust, von den tosenden Wellen getrieben die Windungen des Stromes durcheilend, dann wird die Sache geradezu lebensgefährlich. Es kommen daher auch öfters Unglücksfälle vor.

Von Wolfach an wird die Thalsohle enger, die Umgebung waldiger und malerischer. Die stets an der Kinzig hinlaufende Straße zieht sich durch die aus lauter vereinzelt stehenden Gehöften zusammengesetzte Gemeinde Kinzigthal zunächst bis nach Halbmeil. Auf dem linken Ufer beginnt hier die Gemeinde Vorder-Lehengericht, während sich auf der anderen Seite die Gemeinde Kinzigthal



Trachten der Kinzigthaler.

bis nach Schiltach fortsetzt. Von dem am Weg unter Nußbäumen einladend stehenden Gasthof „Zum Pflug" kann man einen lohnenden Gang aufs „Eckle" und den Hohenstein machen.

Die Straße steigt jetzt an bis nach dem altertümlichen Städtchen Schiltach, über dem auf der Höhe noch die Ruinen der einstigen gleichnamigen Burg sichtbar sind. Hier saßen die während der hohenstaufischen Reichskriege in Italien rasch emporgekommenen Herren v. Urslingen. Konrad v. Urselingen wurde, wie die Chronik meldet, im Jahre 1183 Statthalter von Spalato und bekam durch Friedrich Barbarossa die Herzogswürde. Der letzte des Geschlechts, Herr Rainold v. Urslingen, aber schied 1446 verarmt zu Schiltach aus dem Leben. Der Urslinger Schild ist noch heute das Stadtwappen von Schiltach (drei Schilde im Feld).

Die Stadt hat in früheren Zeiten namentlich durch Brände viel zu leiden gehabt, doch giebt es darin noch zahlreiche stattliche alte Häuser, die alle Wechselfälle, von denen der Ort heimgesucht wurde, überdauert haben. Bemerkenswert ist namentlich die Rückseite einer Häuserreihe auf der Stadtmauer, die hoch von der Kinzig aufsteigt. Fernere Sehenswürdigkeiten sind: die sogenannte alte Oele, das heißt Oelmühle, ein hohes Haus mit Erker, und der Marktplatz mit seinem schönen „Städtlesbrunnen" und dem 1593 erbauten Rathaus. An letzterem vorüber, die „Staig" hinauf, geht die alte Verkehrsstraße nach Württemberg, die noch Spuren aus altrömischer Zeit aufweist. Die schöne Stadtkirche ist ein neuzeitliches Bauwerk.

An den sonntäglichen Kirchenbesuchern kann der Fremde die eigentümlichen Schwarzwäldertrachten dieses Gebietes studieren, die freilich auch schon mehr und mehr der sogenannten städtischen Kleidung zu weichen beginnen. Da finden sich außer den Einwohnern von Schiltach zum Gottesdienst vor allem die zur Pfarrgemeinde gehörigen Leute von Lehengericht ein. Die Männer meist in einem langen, grüngefütterten Rock oder kurzem Wams oder Kittel, dazu ein schwarzer, runder Filzhut; die Frauen und Mädchen



Schiltach.

in kurzer Taille mit breiter Schürze. Den flachen, großen Strohhut tragen sie oft an langen schwarzen Bändern am Arm; er ist ähnlich den beliebten Hüten der Gutacherinnen oder Kirnbacherinnen, nur sind die Rosen darauf nicht aus Wolle, sondern aus Stroh gefertigt, und nicht von roter, sondern von dunkler Farbe. Ueberhaupt ist hier die Tracht der Landbevölkerung ernster und dunkler in der Färbung, als wie in den katholischen Gegenden des Schwarzwaldes. Der Dialekt dieser Gegend stellt sich als eine Vermengung des Schwäbischen und Alemanischen dar.

Eine ganz eigenartige, schöne Feier hat sich in Schiltach am Sylvesterabend erhalten. Wenn es dunkelt, rufen die Glocken zur hellerleuchteten Kirche, die sich rasch mit den Ortseingesessenen und den aus der Umgegend Zuströmenden füllt. Nach Beendigung des Gottesdienstes ordnet sich vor dem oberen Thore der „Zug", um auf ein Glockenzeichen unter den Klängen des von allen Teilnehmern angestimmten „Nun danket alle Gott!" über den Marktplatz und durch das Vorstädtle bis vor das Pfarrhaus zu ziehen. Unterwegs sind die Häuser alle beleuchtet und an den Fenstern stehen die nochmals angezündeten Christbäume; auf den Treppen und Staffeln und unter den Hausthüren warten immer noch Leute, um, mit kleinen Laternen versehen, sich dem Zuge anzuschließen. An die Versammelten richtet der Geistliche eine kurze Ansprache, die mit Glückwünschen für das gesamte Deutsche Reich, für die Gemeinde und jede einzelne Familie schließt, worauf der alte Choral: „Ehre sei jetzund mit Freuden gesungen" gemeinsam angestimmt wird. In derselben Weise geht es dann vor das Haus des Bürgermeisters, der ebenfalls einige Worte spricht, nach denen ein allgemeiner Schlußgesang die würdige und in ihrer Schlichtheit wahrhaft ergreifende Feier beendet.



Schiltach. Marktplatz mit Brunnen.

In Schiltach, das die Anfangsstation des württembergischen Teiles der Kinzigthalbahn von Südwesten her bildet, wird Spinnerei und Weberei getrieben, auch finden

wir hier die ersten Etablissements der Uhrenindustrie, die den Namen des Schwarzwaldes und seiner fleißigen und intelligenten Bewohner sozusagen über die ganze Erde getragen hat. Ihre Hauptsitze sind freilich Furtwangen, Triberg, Schramberg, Schwenningen u. s. w.

Bei Schiltach zweigt die Sekundärbahn nach dem betriebsamen Schramberg ab, das an der Mündung des Lauterbach- und Göttelbachthales in das Schiltachthal liegt und echten Schwarzwaldcharakter zeigt. Auch die Umgegend bietet eine Fülle interessanter Ausflüge, wie z. B. nach den Burgen Schilteck und Falkenstein, durch das Berneckthal über Thennenbronn nach Triberg oder St. Georgen, nach Lauterbach im lieblichen Lauterbachthal u. s. w.

Von Schiltach aus thalaufwärts, die Kinzig nach ihrem Oberlauf verfolgend, so gelangen wir nach dem lieblich gelegenen Schenkenzell, dessen düstere Burgruine wiederum an die Anwesenheit der Franzosen in diesen friedlichen Thälern gemahnt. Die Landestracht der Bewohner ist kleidsam und buntfarbiger als in und um Schiltach; besonders eigenartig ist der Brautstaat einer angehenden jungen Frau mit dem originellen Kopfschmuck. Nördlich von Schenkenzell öffnet sich das Reinerzauthal, aus dem die eine Quellenader der Kinzig hervorkommt, und das viele schöne Punkte bietet.

Nachdem wir die württembergische Landesgrenze überschritten haben, erweitert sich das enge Thal, und bald liegt die erste württembergische Amtsstadt, Alpirsbach mit der berühmten Kirche, vor uns. Die 1098 geweihte romanische Klosterkirche ist neuerdings gut restauriert worden. Das Benediktinerkloster, zu dem sie (bis 1533) gehörte, besaß das sogenannte Hagestolzenrecht, d. h. es beerbte alle Leibeigenen, die im fünfzigsten Jahre noch unverheiratet waren. Der übrige Teil des Klosters liegt in Ruinen, die aber sorgfältig geschützt werden. Vor dem interessanten

Hauptportal der Kirche befindet sich eine flachgedeckte Vorhalle; die alten Thürflügel sind mit Rhinoceroshaut überkleidet, große Knochen sind über dem Portal aufgehängt.



Trachten aus Schenkenzell (Mädchen im Brautstaat).

Aeußerst eigenartig ist die Choranlage; der spätgotische Kreuzgang stammt aus dem Jahre 1460. Die Bewohner des schon ziemlich rauh gelegenen Ortes sind gewerbsame Leute; wie in Schiltach blühen hier auch in erster Linie Holzhandel und Gerberei; um die Wasserkraft auszunützen

sind Sägmühlen und bedeutende Fabriken entstanden. — In stiller Waldeinsamkeit liegt, nicht gar weit von Alpirsbach und Schenkenzell entfernt, Kloster Wittichen im engen Thal der sogenannten kleinen Kinzig, das auch geognostisch interessant ist. Der Boden birgt treffliche Kupfererze; hier und im nahen Reinerzau waren ehemals Eisenerz-, Silber- und Kobaltgruben im Betrieb. Der Ruf

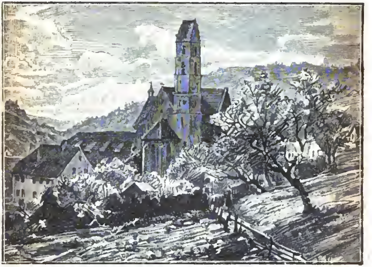


Die Schenkenburg bei Schenkenzell.

von ihrer Ergiebigkeit zog bereits im 14. Jahrhundert Bergleute in dieses Revier; die letzte Betriebsperiode umfaßte die Jahre 1848 bis 1856.

Im ganzen Schwarzwalde, an den West- wie an den Südhängen, ist die Anlage der Orte oder Dörfer die gleiche. Auf der Thalsohle, möglichst im Mittelpunkte der Ansiedelung, liegt die Kirche und dicht dabei das Schulhaus, das gewöhnlich zugleich Gemeindehaus ist. Ein Wirtshaus in der Nähe darf auch nicht fehlen; dann kommen die Wohnungen von einigen Gewerbsleuten und

noch eine Gruppe anderer Häuser. Zu jedem Orte gehört auch immer noch eine größere oder geringere Anzahl stattlicher Bauernhöfe, die durch das Thal zerstreut sind, zum Teil auch auf seinen Hängen, bis auf die Höhen hinauf, und oft mehrere hundert Morgen dazu gehörigen Landes umfassen. Alle diese Höfe führen nach ihrer Lage besondere Namen, in denen gar oft ein Stück alter Kulturgeschichte



Alpirsbach.

steckt, und um sie herum haben sich meist noch kleinere Besitzer, sogenannte „Gütler", angesiedelt.

Zum Schwarzwald gehört das charakteristische Schwarzwälderhaus, dessen Bauart ziemlich einfach ist. Bald schaut ein solches Gehöft vereinzelt aus dem Wald heraus, bald liegt es frei auf der Höhe. Oft findet man kleinere Niederlassungen auch am Ausgange eines der Seitenthäler, die an malerischem und poetischem Reiz das Hauptthal teilweise noch übertreffen.

Die echten Schwarzwaldhäuser sind fast ganz aus dem

Material, das ihnen der heimatliche Boden in Hülle und Fülle bietet, nämlich aus Holz, aufgeführt. Gewöhnlich



Kloster Wittichen.

ist nur ein Teil des Fundaments gemauert; übereinander gelegte Balken, außen und innen mit Brettern verschlossen und überdeckt, bilden die Wände. Durchweg ist nur ein

Stockwerk aufgesetzt; das mit Stroh oder auch mit Schindeln gedeckte Dach springt auf drei Seiten weit vor. Unter ihm ziehen sich vielfach Galerien oder Lauben hin. Auf der Rückseite lehnt man die Häuser gern an einen Bergabhang; dann senkt sich an dieser Seite das Dach bis zur



Eingang in ein Bauernhaus.

Erde. Auch hier wird ein Thor angebracht, durch das man in die Scheune fährt, die gleich unter dem Dache an der Hinterseite des Gehöfts angebracht ist; darunter liegt der Stall.

Dies ist der Typus des oberdeutschen Bauernhauses, dem außer dem Schwarzwälder auch das bayerische Alpenhaus angehört. Der Schwarzwälder liebt die Sonne und

legt deswegen seine Wohnräume gern gegen Süden, niemals nach Norden. Den vorderen Hauptteil des Hauses nimmt immer die sogenannte Stube mit dem gewaltigen Kachelofen ein, die den eigentlichen Sammel- und Mittelpunkt des Hauses bildet. In der Nähe des Ofens befindet sich meist die „Kunst", eine einfache Reihe von Ofenkacheln, die vom Herd aus erwärmt wird und gleich dem Ofen von Bänken umgeben ist. Um den Kachelofen und die Kunst sitzen an den Winterabenden die Mädchen und Frauen mit ihren „Chunkle" (Spinnrocken), während der „Aetti" zur Unterhaltung eine Geschichte erzählt; hier spielt sich das häusliche Leben des Schwarzwaldbauern ab, wie es uns Hebel, Auerbach und andere so anschaulich beschrieben haben.

Wem es nicht um den Reiz der Fußwanderung an sich zu thun ist, der mag nun in Alpirsbach immerhin den Zug besteigen, um bis Freudenstadt weiterzufahren, denn besonders eigenartige und neue Eindrücke wird er auf dieser Strecke nicht mehr gewinnen; eine gewisse Gleichförmigkeit haftet ja den Schwarzwaldscenerien unverkennbar an, was uns aber nicht hindern soll, J. G. Jacobi beizustimmen, wenn er singt:

„Wem ist der Schwarzwald unbekannt
Mit seinen hohen Tannen?
Kein Wandrer kommt ins Schwabenland
Und keiner geht von dannen,
Der nicht bei seiner holden Pracht
Still steht und große Augen macht."

Wir passieren auf dieser Fahrt zuerst einen kleinen Tunnel, dann einen Viadukt, den langen Schwenkenhardtunnel und den noch längeren (380 Meter), der unter Loßburg hindurchführt.

Die stattliche württembergische Oberamtsstadt Freuden-



Aus einem Seitenthale der Kinzig.

ſtadt liegt eine Viertelſtunde vom Bahnhof entfernt. Sie war urſprünglich als Feſtung zum Schutz des Murgthals von Herzog Friedrich I. angelegt worden. 1632 brannte faſt die ganze Stadt ab und wurde bald nach ihrem Auf-

bau abermals von den Kroaten geplündert und in Brand gesteckt. Die Stadt ist anziehend durch ihren eigenartigen mittelalterlichen Charakter und ihre aussichtsreiche Lage. Sie kommt als Luftkurort und Sommerfrische immer mehr in Aufnahme, wovon das schöne neue Villenquartier Zeugnis ablegt. Freudenstadt, dessen Umgebung eine Menge von schönen Spaziergängen und lohnenden Ausflügen bietet, ist zugleich die Endstation der von Nordosten kommenden Gäubahn, mit der man nun über Eutingen und Böblingen nach Stuttgart weiterfahren kann.

Verkehrskuriosa.

Heiteres vom Eisenbahn- und Telegraphenwesen.

Von H. Oskar Klaußmann.

(Nachdruck verboten.)

Wir leben im Zeitalter des Verkehrs, und Handel und Wandel, das ganze soziale Leben, ja die Kultur unserer Zeit und ihre Entwickelung werden beeinflußt von Eisenbahn und Telegraphie. Im beständigen Wachsen begriffen sind diese beiden Verkehrsmittel, und so ist es wohl selbstverständlich, daß auch hier allerlei Merkwürdiges heiterer Art vorkommt, von dem nachstehend einige Proben gegeben werden sollen.

Wenden wir uns zuerst zu der Telegraphie und sehen wir ab von den Kuriositäten des täglichen Verkehrs, nämlich von den Verstümmelungen von Depeschen, durch welche aus einem „schwachsinnigen Weib" ein „schwachsinniges Schwein" wird, durch welche bei einer Depesche, enthaltend eine Antwort wegen einer Toilettenfrage bei Hofe, welche lautet: „Ausgeschnittenes Kleid, Halbtrauer," der Text entsteht: „Aufgeschnittenes Fleisch, halbsauer." Ganze Familien können in Trauer und Schrecken gestürzt werden, wenn die ankommende Depesche lautet: „Mutter tot," während sie heißen sollte: „Mutter kommt." Diese Irrungen

sind zu vermeiden, wenn das Publikum beim Telegraphieren nicht allzu knapp mit den Worten ist. Um zu sparen werden die Depeschen aber oft so gekürzt, daß Undeutlichkeiten und dadurch Mißverständnisse selbst ohne Verstümmelung entstehen. Ein schlagendes Beispiel für den Schaden, der durch Sparsamkeit angerichtet werden kann, erfuhr jener Mann, der zehn Pfennige sparte und dafür zweitausend Mark zu zahlen hatte. Er stand mit einem berühmten Arzt in einer Universitätsstadt in Unterhandlung, damit dieser im geeigneten Moment zu einer Operation der Frau des Mannes nach der Provinz kommen sollte. Die Frau starb, und der Mann telegraphierte an den Arzt: „Kommen Sie nicht. Zu spät." Die Depesche, die der Arzt empfing, lautete: „Kommen Sie nicht zu spät!" Der Arzt setzte sich auf den nächsten Eisenbahnzug und reiste nach dem Wohnort des Telegraphierenden; für die Reisekosten und die versäumte Zeit berechnete er zweitausend Mark. Diese hätte sich der für seine Sparsamkeit bestrafte Telegraphierende erspart, wenn er telegraphiert hätte: „Kommen Sie nicht, es ist zu spät."

Im Jahre 1890 gab es an der Pariser Börse eine Panik in spanischen Papieren. Diese kostete den Spekulanten Hunderttausende. Es war nämlich eine Depesche eingetroffen, welche lautete: „Kind Alfons XII. gestorben." Dieses Kind ist der jetzt noch lebende Alfons XIII. Wie allgemein bekannt ist, war der kleine König in seiner frühesten Jugend beständig krank, und sein Ableben war daher glaublich. Dann wären in Spanien schwere Verwickelungen, vielleicht die Revolution unvermeidlich gewesen. Die Bewegung an der Börse war daher erklärlich. Erst nachdem die Börsenzeit vorüber war, kam es an den Tag, daß die Depesche gelautet hatte: „Hund Alfons XII. gestorben." Der Vater des jetzigen kleinen Königs hatte nämlich einen Lieblingshund, dieser starb,

und der betreffende Korrespondent der Telegraphenagentur hielt es für nötig, dieses welterschütternde Ereignis nach Paris zu telegraphieren.

Zur Zeit, als in Paris der Boulanger-Schwindel auf der Höhe stand, und die Regierung täglich einen Putsch des berühmten Reklamegenerals fürchtete, erschien in Versailles auf dem Telegraphenbureau ein Mann, welcher eine Depesche nach Paris aufgab, lautend: „General bleibt dort, Infanterie und Artillerie sofort hierher!"

Das Telegraphenbureau weigerte sich, diese Depesche zu befördern, da sie staatsgefährlich sei. Der Aufgeber wandte sich nun an den Direktor des Telegraphenbureaus und erklärte, es handle sich um drei Rennpferde, welche die Namen: General, Infanterie, Artillerie führten. Die Rennpferde müßten um jeden Preis noch nachmittags in Versailles sein, da sie dort an einem Rennen teilnehmen sollten. Trotz dieser Erklärung verweigerte der Direktor die Beförderung der Depesche, und der Aufgeber wandte sich nun telegraphisch an den Minister des Inneren. Diesem war die Sache aber ebenfalls zu gefährlich, er fragte erst beim Präsidenten der Republik an. Dieser ließ telegraphisch Erkundigungen einziehen, ob die Rennpferde wirklich so hießen, und dann erst durfte die Depesche von Versailles aufgegeben werden.

Der berühmte englische Sportsman Belmont hatte noch im Jahre 1893 einen großen Rennstall. In Epson fand ein Rennen statt, und an diesem sollte auch das Belmontsche Pferd Fides, welches viele Chancen für sich hatte, teilnehmen. Mehrere Tage vor dem Rennen wurde das Pferd aber lahm, und natürlich konnte es an dem Rennen nicht teilnehmen. Eine Stunde vor dem Beginn des großen Rennens erhielt der Trainer Belmonts drei dringende Depeschen hintereinander, in denen ihm aufgegeben wurde, unter allen Umständen Fides mitlaufen zu lassen. Der

Trainer schüttelte den Kopf, aber den drei dringenden Depeschen seines Herrn mußte er gehorchen. Fides lief, wurde natürlich geschlagen und vollständig ruiniert, da das Pferd zeitlebens durch die Ueberanstrengung lahm blieb. Es stellte sich heraus, daß die Depeschen gefälscht waren. Intelligente Schwindler waren kolossale Wetten gegen Fides eingegangen, das heißt sie hatten gewettet, daß das Pferd nicht siegen werde. Das Publikum, das zu Fides großes Vertrauen hatte und nicht wußte, daß das Pferd lahmte, setzten auf Fides, als das Pferd in das Rennen kam. So gewannen die Schwindler ein kolossales Geld. Belmont war über diesen Streich so entrüstet, daß er seinen ganzen Rennstall auflöste und sich fortan von allen Wettrennangelegenheiten fernhielt.

Schon bei der Begründung der Eisenbahnen ergaben sich Kuriositäten. Man braucht nur daran zu erinnern, daß die englischen Zeitungen die Lokomotive für ein Hirngespinst erklärten. Die englischen, mit Pferden betriebenen Posten galten für die schnellsten Fuhrwerke der Welt, und die englischen Zeitungen verurteilten fast einstimmig den Größenwahn des Erfinders der Lokomotive, der behauptet hatte, er würde schneller fahren, als eine englische Post. Die erste Eisenbahn wurde in Deutschland von Nürnberg nach Fürth gebaut. Man ging damals nicht ohne Zagen an die Herstellung dieses modernen Verkehrsmittels, das in weiten Kreisen der Bevölkerung für ein Teufelswerk galt. Die bayerische Regierung forderte verschiedene Gutachten betreffs der Eisenbahn ein, und zwar ein solches auch von der obersten Medizinalbehörde. Diese medizinischen Autoritäten waren zwar noch nie auf einer Eisenbahn gefahren, hatten aber gehört, daß dieselbe mit außerordentlicher Geschwindigkeit dahinsause. Sie erklärten nun als Fachmänner, das Eisenbahnfahren würde im höchsten Grade ungesund sein und bei den Passagieren durch die

Geschwindigkeit der Beförderung Schwindel, Blutandrang zum Kopfe, Schlaganfälle und zum mindesten alle Erscheinungen der Seekrankheit herbeiführen. Ja, diese großen Mediziner gingen noch weiter. Sie erklärten, im öffentlichen Interesse müßten die Eisenbahnen rechts und links durch hohe Plankenwände verbaut werden. Die rasch vorbeisausende Lokomotive mit den Wagen würde nämlich auch den Vorübergehenden durch ihre Geschwindigkeit Schwindel und Kopfschmerzen verursachen. Die Plankenwände müßten so hoch sein, daß man weder Lokomotive noch Wagen von außen her sehen könne. Uns kommt dieses Gutachten heute sehr albern vor, und doch sind kaum viel mehr als fünfzig Jahre verflossen, seit die ersten ärztlichen Autoritäten Bayerns ein derartiges Gutachten abgaben.

Die ersten Eisenbahnwagen waren offen und wie die Kutschen gebaut, erst später kam man dazu, geschlossene Personenwagen zu bauen. Amerika erfand die Palastwagen, die Speisewagen, die Schlafwagen. In diesen Wagen kann man sich während der Fahrt sogar rasieren lassen, und die neueste amerikanische Erfindung ist ein photographisches Atelier im Eisenbahnwagen. Auf der Fahrt quer durch den Kontinent von der Ostküste bis zur Westküste Nordamerikas, welche sechs bis acht Tage dauert, langweilen sich die Reisenden natürlich sehr. Ein Photograph kam auf die Idee, einen Wagen bauen zu lassen, der, zwölf Fuß breit und vierundzwanzig Fuß lang, als Atelier diente. Der Rest des Wagens bestand aus einem Wartesalon, Garderobe, Küche und Laboratorium. Die Kosten betrugen 15,000 Dollars. In diesem Wagen machte der Photograph Momentaufnahmen von der Gegend, durch die man fuhr, photographierte auch mit dem Momentapparat die Passagiere. Er muß aber wohl nicht auf seine Kosten gekommen sein, denn man hat in letzter Zeit von diesem Photographenwagen nichts mehr gehört.

Amerika war es auch vorbehalten, als Kuriosität Eisenbahnwagen in den Verkehr zu bringen, die eigentlich nichts als auf Räder gesetzte Geldschränke sind. Die nordamerikanischen Eisenbahnzüge fahren durch Strecken, welche nicht immer sicher sind. Trotzdem man unter den sogenannten Eisenbahnräubern, welche die Personenzüge überfallen und die Reisenden ausplündern, ziemlich aufgeräumt hat, ist es doch heute noch nicht sicher, große Geldsummen durch wüste Landstrecken in Amerika zu schicken. Es gehen aber von San Francisco nach New York und umgekehrt oft viele Millionen in barem Gelde. Da diese Wagen wiederholt beraubt wurden, hat man sie jetzt vollständig aus Panzerplatten und einbruchssicher hergestellt, so daß diese Eisenbahnwagen großen Geldschränken gleichen. Um die Sicherheit noch zu vermehren, befindet sich neben dem Tresor am Wagen noch eine besondere gepanzerte Abteilung mit Schießscharten, in welcher Bewaffnete aufgestellt werden, die auf etwaige Angreifer hinausfeuern können.

Auch die Zahlmeisterwagen, die in Amerika laufen, sind gepanzert und mit Schießscharten versehen. Monatlich einmal muß der Zahlmeister jeder Bahn die Strecke abfahren, um den Angestellten, insbesondere den Bahnwärtern, ihr Gehalt auszuzahlen. Da auch diese Wagen häufig überfallen wurden, da Einbrecher versuchten, sie nachts zu berauben, sind sie ebenfalls aus Panzerplatten hergestellt, und enthalten ein Bureau, sowie einen Schlafraum für den Zahlmeister und seine Gehilfen. Ein goldener Pfeil an der Lokomotive zeigt den Bahnwärtern an, daß am nächsten Tage der Zahlmeister ankommt. Dann hält der Zug, der den Zahlmeisterwagen mit sich schleppt, an jedem Bahnwärterhaus. Der Zahlmeister zahlt die Beamten aus, und zur Nachtzeit bleibt der Wagen auf irgend einem Bahnhof. Manchmal ist dieser recht entlegen und öde, und dann ist allerdings die Panzerung

und Bewachung des Wagens nötig, sogar die Schießscharten dürften nicht überflüssig sein.

Wie bereits erwähnt, war Amerika bahnbrechend auf dem Gebiete der Verbesserung der Eisenbahnwagen. Amerika führte zuerst alle Bequemlichkeiten und eine gewisse Eleganz ein, und die Engländer haben diese Verbesserungen nicht nur nachgeahmt, sondern sie noch vermehrt. Wenigstens in Indien reist man mit einer Bequemlichkeit, die man selbst in Amerika nicht kennt. Ein deutscher Reisender meldet aus eigener Erfahrung von seinen indischen Eisenbahnfahrten:

„Man reist hier niemals ohne Diener. Jeder von uns beiden hatte seinen persönlichen Diener, den Bearer, mit. Dieser sorgt für Unterbringung des Gepäcks auf der Reise und übernimmt im Hotel die Obliegenheiten des Kellners und Hausknechts. Außer den beiden Bearers hatten wir zusammen noch einen Khidmatgâr, dem es oblag, bei Tische aufzuwarten und unterwegs für Erfrischung zu sorgen. Die Coupés der ersten Klasse sind mit allen erdenkbaren Bequemlichkeiten ausgestattet. Sie sind viel geräumiger als die europäischen Wagen und nur für je fünf Personen bestimmt. Jeder Reisende findet ein Lager, auf dem er sich behaglich ausstrecken kann. Die Fenster der Coupés haben dreifache Schließvorrichtung: weißes Glas, dunkles Glas (gegen den blendenden Widerschein der Sonne) und Holzladen. Weit vorspringende Holzdächer beschatten die Seiten des Wagens, und außerdem sind je zwei Fenster mit einer vorzüglichen Kühlvorrichtung, den sogenannten Tatties, versehen. Dieses sind Flechtwerke aus Pflanzenfasern in Gestalt eines Rades. Setzt sich der Zug in Bewegung, so dreht sich dieses Rad, dessen unterer Teil jedesmal durch einen Wasserbehälter läuft, langsam um seine Achse. Das ganze Flechtwerk wird auf diese Weise fortwährend benetzt, und durch die

Verdunstung, welche der entgegenkommende Luftstrom bewirkt, verbreitet sich eine angenehme Kühle durch den ganzen Wagen. Dreimal am Tage hat jeder Zug einen längeren Aufenthalt zum Zwecke der Mahlzeiten. Am Abend breitet der Diener auf seines Herrn Lager Betttücher, Kissen und Decken aus, so daß man sich ausziehen und zu Bett gehen kann, wie wenn man zu Hause wäre. So kann man sich dann ungestört der Nachtruhe hingeben, denn der schöne Brauch, daß der Schaffner den Reisenden dreimal des Nachts weckt unter dem Vorwande, sein Billet zu coupieren, besteht hier in Indien glücklicherweise nicht."

Diese Bequemlichkeiten auf den indischen Bahnen werden allerdings dadurch aufgehoben, daß hin und wieder der Zug einen Ruck bekommt, bei dem er möglicherweise entgleist. Es stellen sich nämlich dort eigentümliche Verkehrshindernisse in Gestalt von Ochsen den Eisenbahnen in den Weg. Die Ochsen sind bekanntlich allenthalben und immer Gegner von Neuerungen, und die indischen Ochsen, die außerdem noch für heilige Tiere gelten, treiben sich in solchen Mengen auf den Weideplätzen herum, daß sie auch hin und wieder der Lokomotive in den Weg kommen. Das thun aber auch eventuell die Ochsen in Deutschland, die nicht weniger konservativ sind, als ihre indischen Vettern. Im September 1890 entgleiste in Ostpreußen in der Nähe des Dorfes Brotsack ein Personenzug durch einen Stier, der sich auf der Strecke herumtrieb. Als der Personenzug nachts herankam, ging er ihm nicht aus dem Weg. Der Stier wurde überfahren, die Maschine sprang aus dem Geleise, ebenso der Packwagen und der Postwagen, die stark beschädigt wurden. Der Stier war bis unter den dritten Wagen gerollt, und merkwürdigerweise wurden ihm nur beide Vorderbeine gebrochen.

Sehr merkwürdig ist es, daß sogar Raupen einen Zug

zum Halten bringen können. In Amerika häufiger, in Europa seltener ist es aber vorgekommen, daß sogenannte Prozessionsraupen, die in Scharen von vielen Millionen ihren Weg über einen Eisenbahndamm nahmen, einen Zug zum Stehen brachten, weil durch die Fettigkeit der zerquetschten Raupen, die an den Rädern der Eisenbahnwagen hängen blieben, die Reibung aufhörte, die Räder nicht mehr angriffen, und der Zug zum Stillstand kam.

Aber auch von gepfändeten Eisenbahnzügen hat man schon gehört.

Der Zirkusbesitzer Wolff schuldete der österreichischen Staatsbahn den Betrag von 1767 Gulden an Transportkosten. Er behauptete, die Rechnung sei beglichen, und er habe nichts mehr zu zahlen. Die Eisenbahnverwaltung war indes gegenteiliger Ansicht, sie verklagte den Zirkusdirektor und erzielte ein obsiegendes Erkenntnis. Nun war Wolff aber nicht mehr in Oesterreich, sondern im Ausland, und man mußte die Sache vorläufig ruhen lassen. Eines Tages wurde der Staatsbahn telegraphisch gemeldet, daß Wolff mit seinem Zirkus in einem Sonderzug von München nach Budapest reise. Sofort wurde beschlossen, den Zug aufzuhalten und zu pfänden. Es begaben sich einige höhere Beamte der Staatsbahn mit einem Gerichtsvollzieher nach der Station Petzendorf bei Wien. Der Stationsbeamte wurde beauftragt, dem Sonderzug das Haltesignal zu geben, und die Weichen wurden so gestellt, daß der Zug auf ein Reservegeleis einlief. Der Lokomotivführer brachte natürlich den Zug zum Stehen, und als der Zirkusdirektor, erstaunt wegen des unvorhergesehenen Aufenthalts des Zuges, aus dem Fenster sah, wies ihm der Gerichtsvollzieher die Rechnung mitsamt dem Erkenntnis des Gerichtes vor und forderte zur Zahlung auf, widrigenfalls er die im Sonderzug befindlichen Zirkusutensilien und Pferde pfänden müsse. Es blieb dem

Direktor nichts übrig, als unter Protest zu zahlen, dann durfte der Zug erst weiterfahren.

Eine noch kuriosere Pfändungsgeschichte passierte vor kurzer Zeit in Paris. Dort stand ein Personenzug zur Abfahrt fertig, als auf dem Bahnsteig ein Mann mit einem Gerichtsvollzieher erschien, um durch letzteren eine Pfändung vornehmen zu lassen. Der Mann hatte die Eisenbahn verklagt wegen einer Forderung von mehreren tausend Franken und hatte auch ein obsiegendes Erkenntnis erstritten. Mit dem Erkenntnis in der Hand hatte er einen Gerichtsvollzieher geholt und forderte nun diesen auf, die Lokomotive, die vor dem Zuge stand, zu versiegeln und zu pfänden. Der Gerichtsvollzieher that dies, der Stationsvorsteher aber erklärte, der Zug müsse unter allen Umständen abfahren, und er kümmere sich nicht um die Pfändung. So ging denn der Zug mit der versiegelten Lokomotive ab. Auf die Beschwerde des Gläubigers erkannte das Gericht, daß die vor dem Zuge stehende Lokomotive nicht hätte gepfändet werden dürfen, da dies eine Handlung gegen das öffentliche Interesse sei. Der Zug mußte fahrplanmäßig unter allen Umständen abgehen, und der Gerichtsvollzieher hätte sich an eine Lokomotive halten sollen, die im Schuppen stand.

Die Reihe solcher Anekdoten ließe sich leicht noch erweitern, aber unsere Leser werden sicherlich heute mit dieser kleinen Blumenlese genug haben, die den Beweis liefert, wie auf allen Gebieten des Lebens der Humor zu seinem Rechte kommt.

Mannigfaltiges.

Selbsthinrichtung. — Staunenswert ist es immer, wenn wir bei Völkern, die an ganz verschiedenen Stellen des Erdballs wohnen und nie in nähere Berührung miteinander gekommen sind, dieselben Gebräuche entdecken. Ein solch sonderbarer Gebrauch ist die Selbsthinrichtung, die als ehrenvolle Strafe gegen hohe Staatsbeamte und angesehene Persönlichkeiten sowohl in der Türkei, als in Japan verhängt wurde. Es ist bekannt, daß die Türken und Japaner keineswegs etwa eine gemeinsame Abstammung haben, ebenso steht es fest, daß sie in früheren Jahrhunderten niemals miteinander in die geringste Berührung gekommen sind, ja, daß sie von ihrer gegenseitigen Existenz überhaupt nichts wußten; und doch hatten sie denselben Gebrauch, der merkwürdigerweise auch bei beiden Völkern zugleich aufhörte. Nur die höchstgestellten Würdenträger in der Türkei, der Großvezier, die Paschas, die Minister, wurden vom Sultan zur Selbsthinrichtung begnadigt, in Japan waren es die Samurai, die Mitglieder des Kriegerstandes, denen vom Mikado das Vorrecht der Selbsthinrichtung zugestanden wurde. In beiden Ländern wurde die Zeremonie unter großen, einander sehr ähnlichen Förmlichkeiten vollzogen, in beiden Ländern endlich leitete der Verurteilte nur die Hinrichtung ein, während dieselbe von Helfern vollendet wurde. Bei den Türken hieß diese Selbsthinrichtung die Grüne Schnur, bei den Japanern das Harakiri.

Fast alle Großveziere aus der Zeit, in welcher die Türken die größte Rolle in der alten Welt spielten, sind durch die Grüne Schnur gestorben. Sehen wir uns einen dieser historischen

Fälle an. Es war im Jahre 1837. Pertev-Pascha, der Großvezier Mahmud II., war in Ungnade gefallen und nach Adrianopel verbannt worden. Aber von dort aus arbeitete er heimlich dem Sultan entgegen, der mit dem Plane umging, die Verhältnisse in seinem Lande nach europäischem Muster zu reformieren. Eines Tages wurde mit großer Feierlichkeit der greise Pertev-Pascha von dem Generalgouverneur von Adrianopel zu Tische geladen. Als das Gastmahl vorüber war, und man heiter und guter Dinge plauderte, zog der Generalgouverneur aus seinem Gewande einen Brief mit dem Siegel des Sultans hervor. Er küßte dieses Siegel und gab den Brief an Pertev-Pascha. Ehrfurchtsvoll erbrach ihn dieser, und aus dem Briefe fiel in seine Hand die Grüne Schnur, das heißt eine Bogensehne, die mit grüner Seide (grün ist die heilige Farbe der Mohammedaner) umwunden war. Er wußte genug, aber er las noch den Ferman des Sultans, der ihm befahl, sich zu erdrosseln. Demütig küßte der Pascha den Ferman, dann erhob er sich gelassen und erklärte: „Ich bin bereit, den Willen unseres Herrn zu erfüllen." Der Generalgouverneur klatschte in die Hände, und einige Sklaven des Sultans traten ein, die den Ferman überbracht hatten. Sie gaben dem greisen Pascha als letztes Geschenk des Sultans einen kostbaren, gestickten Gebetteppich, dessen sich der Pascha in seinen letzten Augenblicken bedienen sollte. Der Teppich ward auf dem Boden ausgebreitet, der Pascha legte sich die Grüne Schnur um den Hals und kniete mit dem Gesicht nach Osten gewendet auf den Teppich nieder. Totenstille herrschte in dem Festraume, ehrerbietig waren alle Zeugen der feierlichen Handlung zur Seite getreten.

Einige Minuten lang murmelte der Pascha seine Sterbegebete, dann hob er die rechte Hand, zum Zeichen, daß er bereit sei. Die Sklaven sprangen hinzu und zogen die Schnur zusammen, ein kurzer Todeskampf, und der Pascha lag erdrosselt am Boden. Dann wurde ihm der Kopf abgeschnitten und in Salz aufbewahrt nach Konstantinopel gebracht, als Beweis, daß der Befehl des Sultans vollstreckt sei.

Es war im Jahre 1868, als in Japan ein hoher Offizier, Namens Taki Zenzaburo, gegen die Fremden einen Aufstand an-

zettelte, bei welchem eine Anzahl von Ausländern ermordet wurde. Die Gesandten und Konsuln der auswärtigen Mächte verlangten Genugthuung und Bestrafung des Taki, und dieser erhielt vom Mikado den Befehl, sich dem Harakiri zu unterwerfen. Diese seit dem 14. Jahrhundert in Japan übliche Selbsthinrichtung wird dadurch vollzogen, daß der Verurteilte sich mit einem Dolchmesser einen Kreuzschnitt in den Unterleib beibringt, so daß die Eingeweide hervortreten. Dieser Schnitt wäre aber wohl nur in den seltensten Fällen tödlich, und nur durch Vernachlässigung der Wunde würde der Verurteilte einem langwierigen und qualvollen Tode entgegengehen. Es ist daher Vorschrift, daß dem Verurteilten in dem Augenblicke, in dem er sich den Schnitt beibringt, mit einem Schwerte der Kopf abgeschlagen wird. Dieses Kopfabschlagen aber verrichtet ein Mitglied der Kriegerkaste, es ist ein Ehrenamt, und gewöhnlich übernimmt es auf Bitten des Verurteilten sein bester Freund oder gar sein ältester Sohn. Es ist sogar nicht einmal nötig, daß der Verurteilte sich die Schnitte in den Unterleib beibringt; sehr oft wird ihm der Kopf in dem Augenblicke abgeschlagen, in dem er nach dem Messer greift, mit dem er sich die Schnitte beibringen soll.

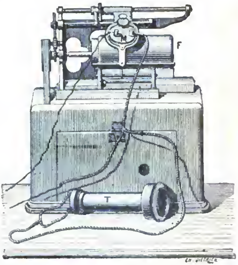
Die Hinrichtung Takis fand im Tempel von Sei-fu-kuji statt, die Konsuln und Gesandten hatten Einladungen zu der Hinrichtung erhalten. Um elf Uhr nachts versammelten sich die Geladenen im Tempel, der in seinem Innern weiß ausgeschmückt war. Weiß ist die Trauerfarbe der Japaner. Auch die Bambusstäbe, auf denen die Kerzen zur Erleuchtung des Tempels brannten, waren mit weißer Seide umwunden. Hinter einer weißen Wand befand sich eine lackierte Tablette mit einem Dolchmesser, eine Schüssel zur Aufnahme des Kopfes, ein Waschbecken, ein Eimer Wasser, ein Rauchfaß. Außer den Vertretern der fremden Mächte waren achtzehn höhere Beamte des Staates und der Provinz als Zeugen anwesend. Sie alle trugen ihre Festkleider und saßen auf weißbedeckten Matten in einem Halbkreise. Eine Abordnung von Beamten und Freunden des Verurteilten holte diesen aus dem Tempelraume, in dem er bisher bewacht worden war. Auch der Verurteilte trug seinen kriegerischen Festschmuck. Er nahm in dem Halbkreis der Beamten auf einer erhöhten Matte Platz. Sein

bester Freund, ebenfalls ein höherer Offizier, trat hinter ihn. Das Urteil, durch welches der Mikado den Verurteilten beauftragte, das Harakiri an sich zu vollziehen, wurde nochmals verlesen, dann verbeugte sich der Verurteilte vor den Anwesenden und übergab sein Schwert dem hinter ihm stehenden Freunde, damit er ihm mit diesem, der eigenen Waffe, den Kopf abschlage. Es wurde jetzt das lackierte Brett gebracht, auf welchem das Dolchmesser lag. Taki ergriff den Dolch und stieß sich ihn zweimal in den Leib. Wegen der Anwesenheit der Fremden wollte er sich nicht entblößen, was zur Anbringung der Schnitte notwendig gewesen wäre. Als er den Dolch aus der Wunde zog, hieb der Freund zu, der Kopf Takis fiel zu Boden. Sofort wurden weiße Wandschirme um den Leichnam herumgestellt und das Räucherfaß geschwungen. Dann wurde ein Protokoll aufgenommen und von den Anwesenden unterzeichnet. Das Protokoll wurde an den Mikado eingesendet, der Leichnam des Hingerichteten in aller Stille in der Nähe des Tempels begraben.

Im Jahre 1869 wurde im japanischen Reichstag der Antrag eingebracht, das Harakiri als Hinrichtung abzuschaffen. Der Antrag wurde aber mit großer Mehrheit abgelehnt. Allerdings hat der Mikado in den letzten Jahrzehnten niemanden mehr zum Harakiri verurteilt, ebensowenig wie der Sultan im letzten Menschenalter irgend einem hohen Würdenträger die Grüne Schnur übersendet hat, aber gesetzlich sind sowohl der Sultan wie der Mikado noch berechtigt, diese eigenartige Strafe zu verhängen. A. O. K.

Neue Erfindungen: I. Der Mikrophonograph. — Ein junger Physiker in Genf, F. Dussand, hat einen neuen Apparat, von ihm Mikrophonograph genannt, konstruiert, der nach dem Zeugnis Sachverständiger berufen erscheint, auf verschiedenen Gebieten der Wissenschaft, ganz besonders in der Physiologie, sehr wertvolle Dienste zu leisten. Nach den Versuchen, die der Erfinder und der französische Arzt Dr. Laborde mit dem Apparat angestellt haben, bildet er namentlich ein unschätzbares Hilfsmittel für den Unterricht Taubstummer. Der Mikrophonograph, von dem unsere Abbildung eine Ansicht giebt, bildet eine eigenartige Zusammenstellung dreier Apparate, nämlich eines Tele-

phons, eines Phonographen und eines Mikrophons. Der Fernsprecher ist allen unseren Lesern bekannt, desgleichen der von Edison erfundene Phonograph (Laut- oder Klangschreiber), der in neuester Zeit wesentliche Verbesserungen erfahren hat. Desgleichen dürfen wir wohl als bekannt voraussetzen, daß der Fernsprechbetrieb durch die Mitbenutzung des sogenannten Mikrophons bedeutend vervollkommnet worden ist. Die in dem ursprünglichen Fernsprecher erzeugten magnetelektrischen Ströme waren nämlich verhältnismäßig schwach; man benutzt deshalb jetzt vielfach besondere, mit galvanischen Induktionsströmen betriebene Aufgebeapparate, welche die Sprachlaute auch auf größere Entfernungen übermitteln. Es sind das eben die Mikrophone, welche in der Akustik dieselbe Rolle spielen, wie das Mikroskop in der Optik. Dieser Apparat beruht auf der von Professor Hughes entdeckten merkwürdigen Eigenschaft der Kohle, daß sie durch leichte Druckveränderungen den durchgehenden elektrischen Strom in starktönende Schwingungen versetzt.



Der Dussandsche Mikrophonograph für den Unterricht Taubstummer.

Durch eine sinnreiche Zusammenstellung dieser drei Apparate, die dabei nach verschiedenen Richtungen hin verändert werden mußten, hat nun Dussand jenen neuen Apparat, den Mikrophonograph, hergestellt und fähig gemacht, die von ihm ins Auge gefaßte Aufgabe zu erfüllen.

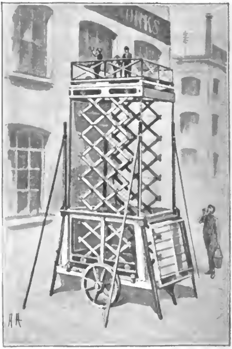
In dem Phonographen F tritt an Stelle der gewöhnlichen

Membran, welche durch die hineingesprochenen Laute in Schwingungen versetzt wird, ein kleines, eigenartig konstruiertes Mikrophon M. Dieses steht in Verbindung mit einer galvanischen Batterie und einem Telephon T. Auf diese Weise werden die Schwingungen, welche auf den Wachsblättchen verzeichnet werden, mit Hilfe eines Griffels, der eine weiche Spitze hat, auf das Mikrophon übertragen, das sie nun verstärkt dem Telephon übermittelt. Wenn die Anzahl der Elemente der Batterie genügend groß ist, so wird die Intensität der Worte oder sonstigen Laute so stark, daß sie einem normalen Ohre Schmerz verursachen. Auf diese Weise kann man sie selbst Taubstummen deutlich wahrnehmbar machen, und der neue Apparat dürfte daher fortan in dem Unterrichte dieser Unglücklichen eine wesentliche Rolle spielen.

Das Mikrophon kann aber dadurch, daß es die leisesten Geräusche deutlich wahrnehmbar macht, auch noch andere Aufgaben lösen, wenn man die Rollen des Mikrophons und des Telephons umkehrt. Das erstere, durch einen biegsamen Leitungsdraht verbunden, wird in diesem Falle an die Aufnahmestelle gebracht und oberhalb des Phonographen durch ein eigens konstruiertes Telephon ersetzt, in dem die vibrierende Membran den Stift trägt, welcher die Eindrücke auf den Wachsblättern hervorbringt. Dann kann also der Arzt ganz genau jene pathologischen Geräusche aufzeichnen, welche gewisse Krankheiten charakterisieren und sie durch den Augenschein vergleichen, um danach die Fortschritte des Leidens oder der Heilung zu erkennen. Der Erfinder ließ in einem anderen Falle die Schläge des Herzens während einer dramatischen Vorstellung aufzeichnen, um den größeren oder geringeren Grad der Erregung bei dem betreffenden Zuschauer festzustellen. Hieraus erhellt wohl zur Genüge, daß der Apparat in zahlreichen Fällen sich wird verwenden lassen, um wichtige Aufschlüsse auf physischem, physiologischem und selbst psychischem Gebiet zu erlangen. E. M.

II. Gefahrloses Arbeitsgestell. — Das Arbeiten auf Leitern oder hängenden Gerüsten, wie zum Beispiel bei den Tünchern, ist mit mancherlei Unzuträglichkeiten und Gefahren verknüpft; die Herstellung fester Gerüste aber ist für kleine Aus-

besserungen außen an den Häusern zu kostspielig. Da hat jetzt ein findiger Kopf ein bewegliches, leicht fortschaffbares und gefahrloses Arbeitsgestell konstruiert, das sehr praktisch ist und an Stelle von Leitern oder Gerüsten in vielen Fällen die besten Dienste leisten dürfte. Es besteht aus einem zweirädrigen Karren, der leicht von Ort zu Ort geschoben und mit Hilfe von Spreizen so festgestellt werden kann, daß er einen zuverlässigen Grundbau für die kleine Plattform bildet, die er trägt, und die durch ein sinnreich angebrachtes System von nach dem Prinzipe des Parallelogramms angeordneten beweglichen Latten bis auf eine gewisse Höhe gehoben und dort ebenfalls durch geeignete Stützen und Spreizen festgehalten werden kann. Auf der Plattform können mehrere Menschen in voller Sicherheit arbeiten, und der Vorteil dieses Arbeitsgestells leuchtet jedermann auf den ersten Blick ein, da es gegenüber den Leitern und Hängegerüsten Sicherheit mit Bequemlichkeit verbindet, also nicht nur für den Arbeiter jede Gefahr ausschließt, sondern diesem auch ermöglicht, mehr zu leisten, als bisher.



Gefahrloses Arbeitsgestell.

„Wenn mancher Mann wüßte.“ — Diese bekannte Redensart hat eine interessante Entstehungsgeschichte. Einstmals kehrte Karl XII., König von Schweden, während seines Aufenthalts in

Schlesien bei einem Gastwirt in Schweidnitz ein, ohne von diesem erkannt zu werden. Der Wirt behandelte seinen Gast, dessen Aeußeres ihm nicht viel zu versprechen schien, nachlässig und unhöflich. Der König schwieg und ließ sich alles gefallen. Ehe er aber abreiste, schrieb er an die Thür seines Zimmers die nachstehenden Worte:

„Wenn mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wär',
Gäb' mancher Mann manchem Mann manchmal mehr Ehr',
Weil mancher Mann nicht weiß, wer mancher Mann ist,
Drum mancher Mann manchen Mann manchmal vergißt."

Später erfuhr der Wirt, welchen hohen Gast er beherbergt, und hätte nun gern seine Unhöflichkeit wieder gut gemacht; aber das war nicht möglich. Um jedoch andere vor ähnlichen Mißgriffen zu warnen, ließ er die erwähnten Worte vor der Thür seines Hauses anbringeh, wo sie bis vor kurzem noch zu lesen waren.

H. Th.

Der geprellte Geisterbeschwörer. — Auf der Ueberfahrt von Le Havre über Calais nach Dover saßen einige Herren der französischen Aristokratie in der Kajüte des Kapitäns bei einem Glase Wein, als die Thür sich öffnete und Graf Polivar eintrat.

„Meine Herren," sagte er, „ich komme vom Hinterdeck, da habe ich soeben ein Bild des Elends und Jammers gesehen, das mich nicht ruhig schlafen lassen würde, wenn ich nicht versuchen wollte, es zu mildern. Unter den Passagieren befindet sich eine arme Frau, deren Mann gestorben ist, und die mit sechs kleinen teilweise kranken Kindern nach ihrem Heimatsort zurückzukehren im Begriffe steht, wo sie der Gemeinde jedenfalls zur Last fallen wird. Wie wäre es mit einer kleinen Kollekte?"

Die Herren stimmten sofort zu. Jeder von ihnen legte ein Goldstück auf den Tisch. Nur Baron Donatim, ein junger Mann, bei dem die Herkunft seines Adelstitels weit dunkler war als die seines großen Reichtums, entnahm seiner Börse zögernd einige Frankenstücke und legte sie zu dem Golde. Diese Knauserei bei einem Manne, der unzweifelhaft der Reichste der Herren war, empörte alle, aber jeder scheute sich, darüber eine Aeußerung fallen zu lassen. Graf Polivar nahm das Geld mit einigen

Worten des Dankes, eilte hinaus und kehrte bald wieder zurück, die Freude der armen Frau über das empfangene Geld schildernd.

Bald darauf wandte man sich anderen Gesprächsstoffen zu. Schließlich bildete der Spiritismus das Thema der Unterhaltung. Einige nahmen für, andere gegen die Offenbarungen und Resultate der sogenannten Geheimwissenschaften Partei.

„Bah!" rief Baron Donatim plötzlich. „Ist denn das eine Kunst, Geister Verstorbener zu citieren, das kann ich auch."

Man hielt das für einen Scherz und lachte, Donatim aber hielt mit dem größten Ernst an seiner Behauptung fest.

„Nun," schlug der Kapitän vor, „wir können hier leicht eine Dunkelkammer herstellen."

„Ganz unnötig," rief Donatim, „ich mache es ohne alle Apparate, auf der Stelle, bei hellem Tageslicht."

„Sie machen uns im höchsten Grade ungeduldig. Beginnen Sie doch mit Ihren Experimenten!"

„Sehr gern, bitte, meine Herren, nennen Sie mir diejenigen Geister, welche ich rufen und erscheinen lassen soll."

Ein Hagel von Namen Verstorbener der alten, neuen und neuesten Zeit regnete auf den angeblichen Beschwörer herab.

„Ich werde jetzt beginnen," sagte der Baron, „muß mir jedoch zunächst eine kleine Vorbemerkung erlauben. Nicht jeder unter Ihnen, meine Herren, ist im stande, die von mir citierten Geister zu sehen, dies vermögen nur die — klugen Köpfe. Geistig beschränkte Menschen werden nichts als die leere Luft wahrnehmen."

Ein allgemeines „Ah" der Enttäuschung wurde laut.

„Ich hatte einen besseren Witz erwartet," rief einer.

„Meine Herren," sagte Graf Polivar mit ernster Stimme, „es steht ja noch gar nicht fest, daß der Herr Baron nur einen Witz — —"

„Gewiß nicht," beteuerte dieser.

„Also lassen wir ihn ruhig seine Produktionen beginnen."

Da der Graf unter seinen Freunden eine bedeutende Achtung genoß und man wußte, daß er nichts zwecklos that oder sagte, so stimmte man ihm zu. Baron Donatim begann nun seine Beschwörungen in der formlosesten Weise, indem er einfach den

Namen desjenigen rief, dessen Citation gewünscht wurde, zum Beispiel: „Erscheine, Cäsar!"

Dann nach einer Weile: „Meine Herren, Cäsar ist erschienen. Sehen Sie ihn?"

„Jawohl! — Wundervoll! — Wie er leibt und lebt!"

So zogen etwa dreißig angebliche Erscheinungen vorüber, bis selbst der Geduldigste, Polivar, erklärte, daß er vollkommen zufriedengestellt sei. Die Gesellschaft verließ die Kajüte und zerstreute sich auf dem Deck. Nur der Graf und der Kapitän, die eifrig miteinander unterhandelten, blieben noch einige Minuten zurück.

Donatim stand allein am Bord des Schiffes, eine Cigarette rauchend, als er den Kapitän mit augenscheinlich bewegter Miene auf sich zukommen sah.

„Erlauben Sie, Herr Baron — eine Frage —" begann der Kapitän verlegen und zögernd.

„Nur ungeniert, lieber Kapitän."

„Ich wollte fragen, ob — hm! — die Geister, die Sie citiert haben, noch in meiner Kajüte sind."

„Wie abergläubisch diese Schiffsleute sind!" dachte Donatim, und sich an der Aengstlichkeit des Kapitäns weidend, erwiderte er: „Sie sind alle noch in der Kajüte und nehmen an der Ueberfahrt teil. Aber in Dover steigen sie aus, dafür garantiere ich Ihnen."

Jetzt traten auch die anderen Herren hinzu, welche diese neue Offenbarung mit großem Staunen entgegennahmen.

„Glauben Sie mir etwa nicht, meine Herren?" fragte Donatim.

„Gewiß," erwiderte Polivar, „ich habe selbst soeben noch die ganze Geistergesellschaft in der Kajüte gesehen und zu meiner Genugthuung bemerkt, daß ich demnach nicht zu den geistig Beschränkten gehöre."

„Da ist Dover bereits in Sicht," fiel der Kapitän ein, „ich muß nun die Herren um das Fahrgeld bitten."

Das letztere betrug zehn Franken für die Person, es wurde von allen entrichtet, zuletzt von Donatim.

„Sie geben nur zehn Franken, Herr Baron," sagte der Kapitän mit gutgespieltem Erstaunen, „und wie steht es mit den dreißig

Geistern, welche die Ueberfahrt in meiner Kajüte mitgemacht haben?"

„O, ein trefflicher Witz, Kapitän!"

„Ich scherze durchaus nicht, mein Herr. Sie haben die Geister citiert, wir haben sie alle gesehen, Sie selbst haben zugegeben, daß sie während der Ueberfahrt in der Kajüte geblieben sind, an Sie halte ich mich also und bitte um die dreihundert Franken Fahrgeld."

Donatim weigerte sich entschieden. Die anderen Herren nahmen für den Kapitän Partei.

„Würden Sie, Herr Graf," wandte sich der letztere an Polivar, „an Stelle des Herrn Baron sich ebenfalls weigern, das Geld zu zahlen?"

„Ich würde wie ein Gentleman handeln," erwiderte der Graf ruhig.

Donatim erbleichte. Schon sah er sich aus seinem Klub ausgestoßen, wenn er länger zögerte. Hastig entnahm er seinem Portefeuille drei Hundertfrankenscheine und reichte sie dem Kapitän hin.

„Ich danke," sagte dieser. „Der Reeder wird vermutlich auf diese Einnahme gern verzichten, und so will ich das Geld der armen Frau bringen, da sich die Herren schon wohlthätig erwiesen haben. Auf diese Weise trage auch ich mein Scherflein bei."

Alle stimmten zu. Der Baron wurde später im Klub wiederholt aufgefordert, Geister zu citieren, er hat es aber stets abgelehnt. M. H—d.

Ein Wagnis. — Als während des amerikanischen Bürgerkrieges der Hafen von Charleston in Südkarolina von der Unionflotte blockiert wurde, diente der Dampfer „Planter" als spezieller Aviso für den Kommandanten des Platzes. Anfangs Mai 1862 wurde das Schiff zum Transport von Geschützen nach einem anderen Küstenplatze benutzt, von wo es am 12. Mai nach Charleston zurückkehrte. Am Abend dieses Tages begaben sich sämtliche Offiziere nach der Stadt, um sich von den Strapazen zu erholen, und es wurden nur acht farbige Seeleute, unter ihnen ein gewisser Robert Smalls, an Bord zurückgelassen. Dieser fungierte thatsächlich als Steuermann des Schiffes; da aber in jener Zeit kein Neger zu dieser verantwortlichen Stellung be-

fördert werden konnte, ließ der Kapitän ihn die Dienste eines Steuermanns versehen, ohne ihm jedoch Titel und Gehalt eines solchen zukommen zu lassen. Smalls hatte sich schon längst mit dem kühnen Plane, das Schiff der Union in die Hände zu spielen, getragen, und die Abwesenheit sämtlicher Offiziere beschloß er zur Ausführung des verwegenen Streiches zu benutzen. In beredten Worten schilderte er seinen Kameraden sein Vorhaben, und es bedurfte nur geringer Ueberredungskunst, sie für dasselbe zu gewinnen, denn außer der heißersehnten Freiheit hofften sie auf reichen Lohn. In letzter Stunde wurden zwei der Verschworenen wankelmütig und blieben zurück, so daß Smalls nur fünf Mann zur Verfügung hatte. Da das Schiff beim Verlassen des Hafens dem Feuer sämtlicher Forts ausgesetzt war, so lag es auf der Hand, daß diese es ohne weiteres in den Grund bohren würden, falls seine Bewegungen Verdacht erregen sollten. Allein Smalls und seine Genossen beschlossen, ihr Leben einzusetzen, um den Preis zu gewinnen. Nachdem eine bedeutende Quantität trockenen Holzes an Bord gebracht war, ließ Smalls mit diesem die Kessel heizen, um möglichst wenig Rauch zu verursachen, und am 13. Mai, um zwei Uhr morgens, verließ der „Planter" heimlich sein Dock und dampfte nach einer anderen Werft, wo Smalls Frau mit zwei Kindern, vier andere Frauen und drei Männer an Bord genommen wurden. Es dauerte dies noch nicht eine halbe Stunde. Nunmehr steuerte der „Planter" dem Hafenausgange zu. Als das Schiff Fort Johnson passierte, ließ Smalls mit der Dampfpfeife die ihm bekannten Signale geben, und nachdem dieselben erwidert waren, fuhr er langsam weiter. So weit war alles gut gegangen, und die Aussichten auf das Gelingen des Wagestückes stiegen mit jeder Bewegung der Maschine. Noch war aber Fort Sumter zu passieren, das mit seinen Geschützen die Hafenausfahrt beherrschte. Als das Schiff sich diesem Fort näherte, lehnte Smalls, einen großen, dem Kapitän gehörigen Strohhut auf dem Kopfe, zum Fenster des Steuerhauses hinaus und ließ mit einer Gemütsruhe, als befände sich der Stadtkommandant behufs Hafeninspektion an Bord, die Signale geben. Fort Sumter antwortete ordnungsmäßig, und nun ging es unter Volldampf weiter. Das Schiff

hielt seinen Kurs auf Morris Island, das von leichter Artillerie der Konföderierten besetzt war, gerichtet und war längst aus der Schußweite der Kanonen des Forts Sumter, ehe der Kommandant des letzteren die Wahrnehmung machte, daß der „Planter" direkt dem jenseits der Barre ankernden Unionkriegsschiffe zusteuerte. Sofort wurde Morris Island das Signal gegeben, den Flüchtling zum Halten zu bringen, allein es war zu spät. Als Smalls der Unionflotte näher kam, ließ er eine weiße Flagge aufhissen, doch wurde diese anfänglich nicht bemerkt, und die Unionleute machten sich zum Angriff auf den „Planter" fertig, da sie das Schiff für einen konföderierten Blockadebrecher hielten. Zu rechter Zeit wurde aber die weiße Flagge noch entdeckt und dadurch Unheil verhütet. Smalls lieferte das Schiff der Union aus und trat selbst in deren Dienste, in denen er sich mehrmals auszeichnete, so daß er schließlich zum Kapitän befördert wurde und den „Planter" befehligte, bis er Ende 1866 den Abschied nahm. v. B.

Eine Arztempfehlung. — Der volkstümliche Herzog Maximilian von Bayern, Vater des Herzogs Karl Theodor, war sehr stolz auf die ärztlichen Erfolge seines Sohnes und führte ihm auch nicht selten selbst Augenkranke zu. So ging Herzog Max einmal in München spazieren und bemerkte auf der Straße ein blindes Leierkastenmädchen. Der Herzog warf ein Goldstück in das neben dem Mädchen offen stehende Körbchen und wollte vorübergehen, plötzlich aber blieb er stehen und fragte die Blinde, ob sie schon einen Arzt wegen ihres Leidens befragt habe, und bemerkte, indem er sein Notizbuch hervorzog: „Ich werde Ihnen eine Empfehlung an einen tüchtigen Arzt geben, vielleicht ist etwas zu machen." Das bemitleidenswerte Leierkastenmädchen barg den Brief unter innigem Dank in seinem Brusttuche. Heimgekommen hörte das Mädchen aber von allen Seiten, ein Spaßvogel habe sich einen unpassenden Scherz mit ihr erlaubt, der Brief trage ja die Adresse des Herzogs Karl Theodor. Die Aermste wollte jedoch nicht glauben, daß die milde Stimme des Herrn gelogen haben konnte, und ließ sich am nächsten Tage von einer Nachbarin in den Ordinationssaal des fürstlichen Arztes führen. Zitternd überreichte sie dem hohen Herrn ihr Empfehlungs-

schreiben, und kaum hatte es dieser erblickt, als er freundlich sagte: „Mein Vater hat schon mit mir von Ihnen gesprochen; ich will mir recht Mühe geben!" Kurz darauf führte der menschenfreundliche Herzog die schwierige Operation aus, welche glücklich gelang; die arme Kleine, welche ihre Wohltäter niemals vergaß, wurde später die glückliche Gattin eines Münchener Kaufmannes; der Pate ihres ältesten Sohnes aber war Herzog Max. E. R.

Münzenamulette. — Von jeher haben die Münzen im Aberglauben der Völker eine große Rolle gespielt, und noch in unserer Zeit werden gewisse Münzen von vielen als Präservative gegen Krankheiten oder Gefahren am Halse, auf der Brust, in der Tasche oder an der Uhrkette getragen.

Unter den früher im Gebrauche befindlichen dieser Münzen sind vor allem erwähnenswert, ihres hohen Alters wegen, die „Regenbogenmünzen", welche ihrer Form nach meist Regenbogenschüsselchen genannt wurden. Es sind keltische Goldmünzen verschiedener Größe, auf der einen, geprägten Seite (Sonne, Mond u. s. w) hohl, auf der glatten Rückseite konvex. Das Volk hielt diese nicht allzuhäufigen, einer platt- und eingedrückten Erbse nicht unähnlichen Goldstücke für im Regenbogen erzeugte und von diesem herabgefallenen Gebilde, daher ihr Name. Sie wurden sehr geschätzt als Schutzmittel gegen Blitzgefahr, Unwetter und Elementarereignisse überhaupt.

Viel verbreiteter waren die Ablaßpfennige, vom Papste geweihte Schaumünzen von verschiedener Größe und von mannigfachem Gepräge. Dieselben sicherten den Besitzern nicht nur verschiedene Ablässe zu — daher der Name —, sondern schützten auch gegen Krankheiten; gegen „bösen Zauber" wiederum schützten die Benediktpfennige, noch jetzt besonders in Bayern vielverbreitet. Dieselben zeigen ein Anker- und ein sogenanntes Widerkreuz und viele einzelne Buchstaben, deren Auslegung sogar einmal Gegenstand eines Hexenprozesses wurde.

Die „Rabendukaten", welche auf der einen Seite das Bild des Königs Matthias Corvinus von Ungarn (1458—1490) in ganzer Figur, auf der anderen Seite die Madonna, darunter einen Raben mit einem Ringe im Schnabel (Familienwappen

des Königs) zeigen und noch heute nicht selten sind, waren kräftige Amulette gegen schwere Geburten und gegen Krämpfe der Kinder.

Besonders viel Konkurrenz müssen die Johannesgroschen den damaligen Aerzten verursacht haben, denn diese selten gewordenen Münzen des Breslauer Bischofs Johann V. vom Jahre 1506 hängten sich die Verlobten an die Brust gegen Eifersucht, an die Stirn gebunden verhinderten sie Nasenbluten, und um den Hals gehängt schützten sie die Augen bei Pocken und Hautkrankheiten.

Wider die Epilepsie halfen die Fraischleinspfennige und die Jesuspfennige, von denen besonders die letzteren (mit dem Brustbilde des Heilands und hebräischen Schriftzeichen) gesucht waren; gegen das Fieber endlich trug man die (schlesischen) Freitagsgröschel. Am bekanntesten unter all diesen Münzen sind die Georgsthaler, die ja noch heute gern getragen werden. Sie schützen gegen Kugel, Hieb und Stich, die ungarischen auch auf der See. Es darf daher nicht wundernehmen, daß dieselben heute mit zwanzig bis dreißig Mark bezahlt und auch vielfach nachgeahmt werden. G. B.

Einer gegen fünfzigtausend. — Der große britische Staatsmann und berühmte Gegner der Whigpartei, an deren Spitze Fox, Sheridan und Burke standen, Sir William Pitt, besaß unter vielen anderen glänzenden Eigenschaften auch die, dem bekanntlich zu Zeiten zügellosen englischen Volke durch würdevollen Ernst zu imponieren. Er hat dies oft, nie aber so schlagend bewiesen, wie im Jahre 1786. England war damals mit Frankreich wieder einmal in einen Krieg verwickelt. Infolgedessen stockten Handel und Wandel, und die Preise verschiedener Lebensmittel schnellten zu ungeahnter Höhe empor. Namentlich das Brot wurde unerschwinglich teuer, eine Kalamität, wofür das Volk Pitt verantwortlich machte, weil er, entgegen den Warnungen des friedliebenden Fox, den Krieg veranlaßt hatte. Ganz London war gegen ihn eingenommen, und eines schönen Tages machte ihm der Pöbel in der Stärke von mindestens fünfzigtausend Köpfen einen Besuch, dessen Zweck und Ziel sofort zu Tage trat. Pitts Haus wurde nämlich umringt und: „Nieder mit Pitt!" — „Heraus mit ihm!" — „Keinen Krieg!" — „Wohlfeileres Brot!"

ertönte es in schauerlichem Chorus. Dabei hieben die Meuterer jeden Alters und Geschlechtes mit Stöcken und Knütteln gegen das nach Londoner Sitte verschlossene Thor des Hauses, und es war nicht zu verkennen, daß man sich Pitts bemächtigen, ihn — den Urheber des allgemeinen Elends — in Stücke reißen wolle.

Und schon währte das Wüten des empörten Volkes über eine Stunde, ohne daß demselben seitens der Polizei hätte Einhalt geboten werden können, schon gab das Thor den Schlägen nach, schon wurden Leitern an die durch Steinwürfe zertrümmerten Fenster gelegt, da — so meldet ein Augenzeuge dieser Empörung — „knarrte, rasch aufgeschlossen, das Thorschloß in seinen Angeln, die Flügel öffneten sich und heraus trat — William Pitt, eherne Ruhe in seinen Zügen, in einen braunen Frack gekleidet, die Linke nachlässig in die Seitentasche des Beinkleides gesteckt, in der Rechten ein elegantes Spazierstöckchen balancierend. Niemand hätte einen Penny für sein Leben gegeben, allein siehe da, das Geschrei verstummte, und der wilde Haufe wich scheu zurück, um dem Lenker seiner Geschicke, der sich wie gewöhnlich ins Parlament begeben wollte, Platz zu machen. Gemessenen Schrittes, ohne ein Wort zu sprechen, kalt um sich blickend, schritt Pitt von dannen, und erst als er verschwunden war, erwachte das Volk aus der Erstarrung, in die es der unerwartete Anblick des Mannes, dem es Tod und Verderben geschworen, versetzt hatte. Kopfschüttelnd sah man einander an und zerstreute sich nach allen Richtungen. Die Ruhe war wiederhergestellt. Einer hatte fünfzigtausend geschlagen. R. M.

Die verhängnisvolle Uniform. — Als Karl XII. von Schweden mit seinem Heere nahe vor die Wälle von Thorn gerückt war, fürchtete er, daß einer seiner Generale, Namens Lieven, der sich in seiner unmittelbaren Nähe befand und einen blauen, reich mit Goldtressen besetzten Rock anhatte, durch seine Kleidung dem Feinde auffallen könnte. Er befahl ihm daher, sich hinter ihn zu stellen. Karl zog also in seiner Hochherzigkeit, die ihm ganz Natur war, gar nicht in Erwägung, daß, während er das Leben eines Untergebenen zu retten besorgt war, er seine eigene Person der höchsten Gefahr aussetzte. Lieven bemerkte erst jetzt, welchen doppelten Fehler er gemacht hatte. Denn durch seine auffallende

Uniform gefährdete er nicht nur sich, sondern auch seine Umgebung, nicht zuletzt den König selbst, gleichviel ob er nun vor oder hinter ihm stand. Er zögerte daher, dem Befehl zu gehorchen. Aber während des kurzen Streites, der entstand, nahm der König Lieven am Arm, stellte sich vor ihn hin und bedeckte ihn. In demselben Augenblick streckte ein Kanonenschuß, der von der Seite kam, den General zu Boden, genau an demselben Platze, den der König soeben erst verlassen hatte. Der Tod dieses Mannes, der an seiner Statt erschossen ward, obwohl er ihn hatte retten wollen, bestärkte König Karl nicht wenig in seinem von ihm stets gehegten Glauben, daß sein ganzes Leben unbedingt vorher bestimmt sei und sein Schicksal ihn nur dazu aufspare, daß er die großen Dinge, die er sich vorgenommen hatte, auch wirklich vollbringe: eine Annahme, die sich freilich durch seinen frühen Tod — auch ihn traf bei der Belagerung von Friedrichshall, am 11. Dezember 1718, eine feindliche Kugel — als trüglich erwies. D—l.

Das Russenkreuz. — In Niederösterreich, an der Reichsstraße von Wien nach Linz, unweit vom Stifte Melk, erhebt sich das sogenannte Russenkreuz, ein großes schwarzes Kreuz auf weißem Sockel mit der Inschrift: „Ewiges Andenken an dreihundert russische Krieger, hier in Melk im Jahre 1805 gestorben und an dieser Stelle begraben. — Ev. St. Joh. Kap. 15, Vers 13: Niemand hat größere Liebe denn der, der sein Leben läßt für seine Freunde."

Es war tief in dem ungewöhnlich strengen Winter von 1805. Da kamen eines Tages an viertausend russische Soldaten daher, von Franzosen geleitet. Die Russen waren Kriegsgefangene von der Schlacht bei Austerlitz und marschierten in die Kriegsgefangenschaft nach Frankreich. In Melk wurde Station gemacht. Die Russen wurden im Stifte einquartiert, fünfhundert davon im zweistöckigen Turm. Es fror, daß die Steine barsten. Daher unterhielten die Franzosen, welche die Russen zu bewachen hatten, in dem Turm zu ebener Erde Lagerfeuer wie im Freien. Die Russen in den oberen Stockwerken aber froren und froren, bis ihrer von den fünfhundert volle dreihundert im Schlafe halb erfroren, halb erstickten. Nächsten Tages — es war der 13. Dezember — wurden die Leichen

am Scheiterplatze in einem Massengrabe beerdigt; mit den übrigen marschierten die Franzosen weiter. Die Gemeinde von Melk aber setzte den Unglücklichen ein Holzkreuz aufs Grab. Wenn es verwittert und morsch war, errichtete die Gemeinde ein neues. Da kam einmal im Juli 1891 aus Wien von der russischen Botschaft der Oberst Zujew nach Melk. Der Oberst kaufte auf Befehl seines Kaisers den Grund mit dem Massengrab und um das Grab herum. Dann ließ er das schwarze Kreuz auf dem weißen Sockel setzen mit russischer Inschrift vorn und deutscher hinten. Am 4. Oktober 1891 wurde es feierlich enthüllt und eingeweiht. v. B.

Wirkung des Stadtnebels auf kultivierte Pflanzen. — Es ist eine längst bekannte Thatsache, daß die dichten Nebel, die sich namentlich an industriereichen Orten in einer auch uns Menschen störenden Weise häufig einstellen, der Entwickelung der Pflanzen besonders schädlich sind. Der Engländer F. W. Oliver untersuchte die Ursachen dieser Einwirkung der Stadtnebel auf Pflanzen genauer und fand, daß der Nebel aus zwei Ursachen den Pflanzen schädlich ist: erstens entzieht er ihnen das zur Entwickelung nötige Licht, und zweitens tränkt er sie mit giftigen Stoffen. Was die Entziehung des Lichtes, für welches der Nebel einen je nach seiner Dichte mehr oder weniger undurchdringlichen Schirm darstellt, anlangt, so ist sie nicht für alle Pflanzen gleichmäßig gefährlich; vielmehr werden niedere Pflanzen, welche bei ihrer Entwickelung überhaupt weniger auf die Anwesenheit des Lichtes angewiesen sind, naturgemäß durch den Nebelschirm auch weniger gestört; Farne zum Beispiel leiden hierdurch fast gar nicht. Von giftigen Stoffen, die in dem Nebel enthalten sind, kommen in erster Linie Verbindungen des Schwefels in Betracht, namentlich Schwefelsäure, schweflige Säure, Schwefelwasserstoff, jedoch erweist sich auch der vorhandene Kohlenwasserstoff als schädlich. H. Th.